

Kapitel 1

Opas Krieg

Die Schatten der großen, weißen Juliwolken wandern bedächtig über den Talboden, legen dunkle Teppiche über Häuser, Straßen, den Fluss und die Menschen, die ich von hier oben gar nicht sehen kann. Ich stelle sie mir einfach vor. Der Wald um uns herum existiert nur noch in Form einer wüst aussehenden Fläche, bestehend aus unzähligen umgeworfenen Tannen und Fichten. Vereinzelt stehen hier und da zerzauste Reste. Obwohl es von diesem Weg sehr weit ist ins Tal hinab, erkenne ich dort ebenso die Spuren der Verwüstung. Kaputte Dächer, Bäume im Fluss. Ich begreife nicht, wie ein Wind so etwas zustande bringen kann. Einzig, dass wir nun auf unseren täglichen Spaziergängen der heißen Julisonne ausgesetzt sind, und nicht mehr im Schatten des kühlen Waldes wandern, ist für mich existent. Eine Nacht, und die Welt um mich herum hat sich völlig verändert. Ich rutsche auf der Sitzbank näher an Großvater heran. Er nimmt meine Hand und drückt sie fest, als halte er mich vor einer Unbedachtheit zurück.

»Weißt du, Heinrich, das hier ...«, und seine linke Hand beschreibt einen Bogen um uns, »das erinnert mich an eine Menge ...«

»An was denn, Opa?« Meine Frage erreicht ihn nicht. Sein Blick ist starr auf die Baumwüste vor uns gerichtet.

»Ist das nicht furchtbar, wie es hier aussieht?«

»Mh, alle Bäume sind kaputt. Und da unten die großen Masten, die sind auch kaputt.«

Die Kraft, die meine Hand hält, ließ nach und er reibt sich mit einem Taschentuch übers Gesicht. Schweiß bildet sich auf seiner Stirn, in den schlecht rasierten Grübchen am Kinn, zwischen den Falten an seinem Hals. Er gluckst, dann quellen Tränen aus Opas Augen, kullern die Wangen hinunter und fallen auf sein hellblaues Hemd. Mir stockt der Atem.

»Opa?«

Statt einer Antwort drückt er meine Hand und presst die Lippen aufeinander. Wieder und wieder schüttelt er den Kopf, als wäre er verwundert oder verneint eine bedeutsame Frage. Dann schluchzt er los, ohne Halt, gibt meine Hand frei und dreht sich weg. Ich stehe erschrocken auf und gehe zum gegenüberliegenden Wegesrand. Da recken sich Butterblume und Fingerhut in den weiten Himmel. Fingerhut!, denke ich und rücke ein Stück ab. Vor dem Oma immer mit einem ‚Oweh‘ warnt. Wie gern hätte ich einmal diese schönen lilafarbenen Blüten berührt. Aber sofort bei Berührung würde ich tot umfallen, so meine Vorstellung. Also schaue ich wieder zu Opa, der sich an die Rückenlehne der Bank drückt und heftig atmet.

»Opa?«

»Komm her, Heinrich.« Er winkte mich zu sich. »Setz dich neben mich. Dann kannst du mich besser beschützen.« Ich weiß nicht, wie ich diesen großen Mann beschützen soll? Wenn er das nicht kann? Wer dann? Aber ich setze mich wieder und starre auf meine gelben Socken, die in

kleinen Ledersandalen stecken. Ein kleines Steinchen hat sich zwischen Fuß und Sohle geschlichen.

»Weißt du, vor vielen Jahren gab es einen großen Krieg. Und ich war da mittendrin.«

»Einen Krieg?«

»Ja, einen sehr großen und schrecklichen Krieg.«

»Was ist ein Krieg?«

Er mustert mich wie etwas, das man nicht alle Tage sieht. »Na, du bist erst vier Jahre. Da weißt du natürlich nicht, was Krieg ist. Und ich hoffe, du wirst es niemals erleben. Da passieren schlimme Dinge, in so einem Krieg. Die Menschen sind keine Menschen mehr.«

»Was sind sie dann?« Ich denke an Hunde. Spinnen fallen mir ein und Ameisen. Unwillkürlich bekomme ich Angst und rutsche näher an ihn heran.

»Sie sind böse.« Erneut starrt er hinunter ins Tal. Ich folge seinem Blick. Da gibt es nichts Aufregendes zu entdecken. Seine Worte schwirren durch meinen Kopf. *„Sie sind böse“*, sagte er. Die Menschen im Krieg sind böse. Er war doch auch in diesem großen Krieg.

»Warst du auch böse, Opa?«

Er nickt leicht, steht unvermittelt auf. »Komm, wir gehen wieder zurück. Oma hat bestimmt schon Kaffee und Kuchen auf dem Tisch.« Ich schüttele meine Sandale aus, dann marschieren wir los. Die Sonne nun im Rücken, um uns herum all die umgeworfenen Bäume.

Kapitel 2

Mamas Welt

Ein paar Tage später holt mich Mama nach dem Mittagessen vom Kindergarten ab und wir laufen hinunter nach Dillweißenstein. Ich freue mich, denn das heißt, etwas mit ihr zu unternehmen. Was, ist mir völlig egal. Sie arbeitet den ganzen Tag in einer Schmuckfirma in Dillweißenstein und kommt erst am Nachmittag heim. Ab und zu jedoch nimmt sie sich einen halben Tag frei, wenn gerade nicht so viel zu tun ist. Meist nutzen wir die Zeit, um in die Stadt zu gehen. Wir wohnen auf dem Sonnenberg, am südlichen Stadtrand, oberhalb von Dillweißenstein. Ich empfinde einen Besuch in der Stadt als aufregend, und es kribbelt jedes Mal im Magen. Dort ist alles voller Menschen, ich atme tief die unzähligen Gerüche ein und lausche den absonderlichsten Geräuschen. Alles um mich herum fasziniert mich, und doch schleicht sich ebenso eine tiefe Angst in meinen Kopf. Die Furcht ist verbunden mit einem Bild, ein Bild mit mir zwischen den Häusern; nur ohne Mama, die ich in keiner Ecke dieses Bildes entdecken kann und auf ewig darin verschwunden ist. Ich fühle mich gespalten, so voller Neugier in meiner linken Hälfte, und so voller Angst in meiner rechten. Weil ich nicht weiß, was ich dagegen tun soll, nehme ich ihre Hand fester zwischen meine Finger und denke an ein kühles Softeis. Vielleicht spendiert sie sogar eine kleine Portion.

Vom Kindergarten an der Kirche ist es nicht weit zum Bahnübergang der Nagoldtalstrecke. Ab da geht es steil ins Nagoldtal hinab, über die Steinernen Brücke. Eine alte Bogenbrücke, auf der ich jedes Mal stehen bleibe, über die hohe Steinbrüstung sehe, um in den Fluss zu schauen. Meistens suchen Mama und ich gemeinsam nach Forellen, aber heute zieht sie mich weiter.

»Heinrich, komm! Wir dürfen den Bus nicht verpassen. Der nächste kommt erst wieder in einer halben Stunde.«

»Ja, Mama.«

»Erzähl mir, wie es heute im Kindergarten war.«

»Nicht schön.«

Trotzdem der Bus nicht auf uns warten wird, bleibt sie stehen und schaut mich an. Die Nagold rauscht unter uns vorbei und ich denke an die vielen Fische darin.

»Was ist passiert?«

»Die ärgern mich.«

»Wer ärgert dich?«

»Die anderen Kinder.«

»Aber doch nicht alle, oder?«

Ich schüttle den Kopf. »Komm«, sagt sie, »erzähl es mir im Bus.«

Wir haben gerade die Hirsauer Straße überquert, als der O-Bus der Linie 3 vor uns hält. Erschreckt stelle ich fest, dass er voll ist bis auf einen Platz. Mama löst die Fahrkarte und dirigiert

mich zu der roten Sitzbank. Sie grüßt die alte Frau, die mit geschlossenen Augen auf der Bank sitzt und frage, ob neben ihr noch frei sei. Die Frau nickt nur. Mama setzt sich, hebt mich auf den Schoß und umarmt mich fest. Summend und klackend setzt sich der Bus in Bewegung. Ich sehe aus dem Fenster und spüre Mamas Mund ganz nah an meinem Ohr.

»Jetzt erzähl mal. Wer ärgert dich? Und warum ärgern sie dich?

»Ich darf nie mitspielen.«

»Bei was lassen dich die anderen Kinder nicht mitspielen?«

»Im Sand oder an der Schaukel oder den Bauklötzen. Aber ich will auch gar nicht mitspielen.

Ich will alleine spielen und da lassen sie mich nicht in Ruhe.«

»Was sagt denn das Fräulein Gerber, wenn sie das sieht.«

»Ich darf dann bei ihr was basteln.«

»Schimpft sie denn nicht mit den anderen Kindern?«

»Sie sagt, dass sie mich mitspielen lassen sollen, aber die wollen nicht. Also will ich auch nicht.«

»Bist du wütend auf die anderen Kinder?«

»Mh.«

»Und was machst du, wenn du wütend bist?«

»Ich bin nicht lieb zu ihnen.«

»Nicht lieb, aha, und was tust du dann?«

»Ich hau sie.«

Mamas Mund setzt fast auf meinem Ohr auf und ihr Griff um mich wird ein wenig fester.

»Ignoriere die anderen Kinder. Die, die böse zu dir sind. Lass sie einfach links liegen. Geh vorbei und tu so, als wären sie gar nicht da. Hörst du? Wenn sie dich auf die linke Backe hauen, halte ihnen die rechte hin. Weißt du, was ich meine?«

»Nein, Mama.«

»Ich hab dir doch schon mal von Jesus erzählt. Weißt du noch?«

Ich sehe kurz auf, in das Gesicht der alten Frau neben uns. Sie schläft.

»Jesus wurde von vielen verleugnet und geärgert und beschimpft. Aber er hat das einfach ignoriert. Sein Herz war viel zu stark, als dass so böse Worte und Lügen ihm etwas ausgemacht hätten. Er hat gesagt, dass man sich ruhig schlagen lassen kann, das sind nur körperliche Schmerzen. Seinen Glauben an den lieben Papa und seine Liebe zu uns Menschen konnte das nicht erschüttern. Und so musst du es machen. Sei stark und denk mal an das, was Jesus gemacht hat, wenn sie dich wieder ärgern. Versprichst du mir das?«

Ich verspreche es ihr. Aber wie ich das machen soll, ist mir nicht klar, denn diesem Jesus war ich noch nicht begegnet, kenne ihn gar nicht. Nur aus Mamas und Omas Erzählungen. Und ob dieser liebe Gott so lieb ist, weiß ich ebenfalls nicht. Oma droht dauernd, er würde mich

bestrafen, denn er sähe alles, auch mein heimliches Bohren in der Nase unter der Bettdecke. Es ist also egal, wer was erzählt oder wem ich etwas glaube; ich war in jedem Fall auf mich gestellt.

Am Leopoldplatz steigen wir aus dem Bus. Vor der Kaufhalle entdeckte ich die Softeismaschine und blicke sehnsüchtig in diese Richtung. Natürlich warten wir genau vor dieser Maschine auf die Linie 11, die vom Arlinger kommt und zum Gaswerk fährt.

»Heute kann ich dir kein Eis kaufen, Heinrich. Wir müssen diesen Monat so viel sparen, wie nur möglich. Verstehst du das?«

Ich nicke und schaue dem Eismann zu, wie er seine Papiermütze zurechtsetzt und einem alten Mann ein rosafarbenes Erdbeereis in ein Hörnchen laufen lässt, die fünfzig Pfennig nimmt und meinen sehnsüchtigen Blick auffängt. Er zwinkert mir zu. Ich drehe mich weg. Ignorieren, hat Mama. Ignoriere die Dinge, die du nicht ändern kannst. Der Gelenkbus kommt, wir steigen ein, lösen die Fahrkarte und setzen uns nach ganz hinten.

»Gehen wir nicht in die Stadt?«

»Nein, wir fahren zu Tante Gerlinde. Sie hat Geburtstag. Ich hab gestern noch ein kleines Geschenk gekauft, das bringen wir heute hin und bleiben ein Weilchen. Vielleicht sind ihre Enkelchen da und du kannst ein bisschen mit ihnen spielen. Was meinst du?«

»Ja, Mama.« Ich sehe aus dem Fenster. Es ist heiß hinter der Scheibe und kaum ein Luftzug im Bus. Das hintere Gelenkteil schaukelt auf und ab und das kribbelt im Bauch so stark, dass ich grinsen muss. Die Häuser der Östlichen ziehen vorbei, bald entdecke ich den großen Gaskessel. Der Bus fuhr in die Wendeschleife und wir steigen aus.

Das Haus ist ein Backsteinbau aus dunkelroten Ziegeln, schmutzlig, heruntergekommen. Zwischen den Häusern hängen Wäscheleinen. Mülleimer und kaputte Fahrräder stehen wahllos im Zwischenhof. Mir gefällt es hier ganz und gar nicht. Eine eigenartige Stimmung klebte unsichtbar an den schmutzig-roten Mauern und senkt sich auf uns herab, drückt mich fast zu Boden und nimmt mir die Luft zum Atmen. Die Haustür ist kaputt und im Treppenhaus riecht es nach allem Erdenklichen. Tante Gerlinde wohnt im ersten Stock. Wir steigen die Waschzement-Stufen nach oben und ich darf die Messing-Klingel drehen. Es schrillt blechern hinter der Tür. Gerlinde öffnet schweigend und sieht uns überrascht an, macht aber keine Anstalten uns hereinzulassen, sondern bleibt wie angewurzelt stehen.

»Hilde?«

Mama nickt und ich spüre plötzlich meine volle Blase, schlinge die Beine umeinander und kneife das Becken zusammen.

»Hallo Gertrud, wir wollen dir zum Geburtstag gratulieren. Stimmt's nicht, Heinrich?«

»Mama, ich muss mal ganz arg Pippi.«

Tante Gerlinde sieht mich an. »Na dann, kommt halt rein. Ich war gar nicht auf Besuch eingerichtet.« Sie tritt zögerlich beiseite und lässt uns an der offenen Tür stehen. Mama schiebt mich durch und zeigt mir die Toilette.

»Wasch dir die Hände danach«, sagt sie. Ich sehe mich um. Ein grünes Bad, schmal, mit einer noch schmaleren Wanne aus Zinkblech, daneben ein zylinderförmiger Kohleofen. Über der Toilette hängt der Wasserkasten und auf halber Höhe dazwischen ein Holzgriff mit einer Kette dran. Ich setze mich auf die schwarze Brille und verrichte mein Geschäft. Als ich die Hände wasche, fällt mir ein Rasierer rechts neben dem Wasserhahn auf. So einen, wie ihn mein Papa verwendet. Ich betrachte ihn genauer und setzte den Rasierkopf auf meine Wange. Es fühlt sich kalt an. Schnell lege ich ihn zurück und verlasse das Bad. Mutter und Tante Gerlinde sitzen in der Küche. Auf dem kleinen Holztisch liegt etwas Rundes, in grünes Geschenkpapier eingewickelt.

»Wie alt ist er denn jetzt, der kleine Heinrich?«, will Gerlinde wissen.

»Im Januar wird er vier.«

»So so, vier Jahre.«

Dann wieder Schweigen am Tisch. Mutter deutet mit ihrer Hand auf den freien Stuhl an der Stirnseite und ich setze mich drauf. Tante Gerlinde beugt sich vor.

»Bist du denn schon im Kindergarten?«

»Mh.«

»Und? Gefällt es dir dort?«

»Manchmal. Die sind oft böse zu mir.«

»Böse?« Sie sieht mich an mit kleinen, fast schwarzen Augen. Ihr Blick ist unheimlich und ich versuche auf ihre Falten zu schauen, nicht in diese furchteinflößenden dunklen Knöpfe. »Da gibt es noch mehr, die böse sind. Gar nicht so weit weg von dir.«

»Sag das nicht, Gerlinde!«

Ich verstehe nicht, was sie meint, aber an Mamas Tonfall ist zu erkennen, dass etwas an Gerlindes Satz nicht in Ordnung ist.

»Was denn, Hilde? Ich kann sagen, was ich will und was ich denke! Meine Schwester hätte nicht mehr heiraten sollen. Oder wenn, dann zumindest jemand anderen.« Als Bestätigung klopfte sie mit den Fingerknöcheln der rechten Hand auf die Tischdecke. Ich versuche, in der Küche etwas zu entdecken, was mein Interesse zu wecken imstande ist, aber alles hier drin mündet in großer Trostlosigkeit. Belanglos. Alles ist Zweck. An der Tapete fehlen Ecken, Kanten sind aufgerollt, das Muster ist fleckig. Hier drin ist es kalt wie Gerlindes dunkle Knopfaugen.

»Ich habe gehofft, Brigitte hier anzutreffen und vielleicht Monika und Andreas. Heinrich hätte sicher gerne mit ihnen gespielt. Wie geht es Brigitte denn?« Mama gibt nicht auf. Sie ist wie ich mir einen Engel vorstelle. Egal wie abstoßend die Umgebung ist, sie hat eine Mission zu erfüllen; nämlich den Menschen Worte, Fragen und Interesse anzubieten. Sie damit aus ihrer Kälte zu lösen, aus der Einsamkeit ans Licht zu holen. Aber die Menschen wollen offenbar nicht.

»Du weißt doch, dass wir nicht mehr miteinander reden. Seit Kurt tot ist, macht sie sich rar. Warum fragst du nach ihr?«

»Es hätte ja sein können, dass an deinem Geburtstag ...«

»Nein. Hätte nicht.«

»Ach, Tante Gerlinde ...«, seufzt Mama.

»Meine Tochter ist von sich aus weg. Und ich brauche niemanden.«

»Natürlich brauchst du jemand. Wir alle brauchen jemand. Jeder von uns braucht Menschen zum Reden, zum Kümmern. Ist es nicht so, Heinrich?« Sie sieht mich an.

»Ja, Mama.«

Tante Gerlinde fixierte mich, dann Mama. Für einen kurzen Moment geben ihre Falten ein wenig nach, verlässt die Starre ihr Gesicht, wird sie weich wie warmes Kerzenwachs. Mama setzt nach. »Ich könnte dich öfter besuchen. Jeden Mittwoch habe ich schon um drei Uhr Feierabend, und samstags wäre mir die Uhrzeit egal. Was meinst du?« Mamas Gesicht leuchtete Sie ist die Sonne hier drin. Aber auf Tante Gerlinde macht das nur kurz Eindruck. Ihr Gesicht verhärtet sich wieder.

»Ich habe leider nichts zu essen da für euch«, sagt sie knapp. »Und vielleicht ist es auch besser, ihr geht jetzt wieder«, fährt sie fort. So dunkel wie dieser Raum, ist nun auch ihre Stimme. Mamas Sonnenstrahlen erreichen sie nicht. Es bleibt kalt. Mich fröstelt.

»Gehen wir, Mama?«, frage ich in die Stille. Gerlinde fixiert mich.

»Der kleine Heinrich hat es verstanden. Es gibt nichts zu reden und nichts zu heilen.«

Kapitel 3

Der Garten

Der Pfirsichbaum ist groß, die Früchte unförmige Bälle über mir. Zwischen den Blättern Ameisenkolonnen, summende Käfer und suchende Fliegen. In meiner Hand halte ich einen der Pfirsiche, betrachte ihn eingehend. Am rauhen Stiel noch ein Blättchen. Dann beiße ich hinein. Fest und saftig, sein Fleisch leicht grünlich, der Duft in meiner Nase wie das Öffnen einer Schatztruhe. Konnte es etwas Schöneres geben? Ich stelle mir vor, den Baum leer zu essen, eine Badewanne voller Pfirsiche für mich zu haben, aus dem Duft einen Zaubertrank zu machen, wie ihn Merlin benutzte, um das Böse zu bekämpfen. Der Boden unter mir ist so warm und weich, das Moos um den Baumstamm feucht und hellgrün. Auf der Wiese brummen die Hummeln vom roten zum weißen Klee, landen auf Gänseblümchen, die sich unter dem Gewicht biegen; und als die Hummeln, davon ganz überrascht, auffliegen, strecken sich die kleinen Schönheiten erneut dem Licht entgegen. Ein zweiter Biss. Ich schlürfe den Saft aus der Kuhle, schmatze und wundere mich über die vielen winzigen Härchen auf der Pfirsichhaut. Warum spüre ich sie mit dem Finger und nicht mit der Zunge? Ein Schatten verstellt mir den Blick in den Baum. Mein Onkel. Er grinst.

Blitzschnell streckte er mir die zu einer Kugel geschlossenen Hände entgegen, stoppt unmittelbar vor meiner Nase und nimmt die obere Hand weg. Ein dicke Spinne mit endlos langen Beinen, Haaren und Klauen am Kopf sitzt in der anderen Hand. Grau, braun, starrend. Fast kann ich sie mit der Nasenspitze berühren. Ich schreie und krabble unter ihm hindurch, komme auf die Beine und renne, was die Füße hergeben. Ein anhaltendes Rufen stellt klar, dass er mir folgt. »Die Spinne! Die Spinne kommt!«

»Oma!«, schreie ich und spurte einmal ums ganz Haus, ein zweites Mal. Treppe hoch, an der Hecke vorbei, andere Treppe runter. Meinen Onkel im Nacken. An einer Ecke blicke ich zurück. Die Spinne hält er fest und schüttelt den Arm. Dann fällt sie auf den Boden und er hat nur noch zwei Beine zwischen den Fingern. »So ein Pech«, sagt er enttäuscht. Ein wenig ungelentk will sie fliehen. Mein Onkel zerquetscht sie unter seiner Sandale. Voller Ekel denke daran, dass er mit diesen Schuhen wieder unsere Wohnung betreten wird. Er lacht herzhaft. »Da hast du aber noch mal Glück gehabt«, meint er und lässt mich stehen. Ich zittere heftig und gehe ins Haus, die Treppe hinauf, öffne die Tür. Oma sitzt am Wohnzimmertisch und stopft Socken.

»Was war denn wieder los?«, will sie wissen, ohne den Blick vom Stopfei zu nehmen.

»Onkel hat mich geärgert! Er ärgert mich immer mit Spinnen! Das will ich nicht!«

Sie beißt den Faden mit den Zähnen durch. »Ach was, Spinnen machen nix. Stell dich nicht so an.« Ich gehe in die Küche und schlage Omas Zeitschrift auf, nehme ein Blatt, einen Bleistift und zeichne die Buchstaben all der Wörter nach, die drin stehen. Am Ende male ich eine Spinne drunter mit großen Augen.

Papa kommt nach Hause, stürmt ins Zimmer. Mama und ich sitzen am Tisch. Auf einem Teller hat sie ein paar Käsebröte angerichtet, saure Gurken in Streifen geschnitten und ordentlich oben drauf gelegt. Ich mag das sehr. Fast so sehr wie Pfirsiche.

»Hallo Schatz«, begrüßt er sie, gibt ihr einen Kuss auf die Backe und beugt sich zu mir. »Na, mein Kleiner? Was hast du heute gemacht?«

»Onkel Heinz hat mich wieder mit Spinnen gejagt«, berichte ich ihm. Er setzt sich.

»Nein! Ich muss mal mit ihm reden«, sagte er in tiefem Ton und legt die Hand auf den Tisch, formte eine Spinne und krabbelt dann auf mich zu. Ich schrecke zurück.

»Papa!«

Er lacht. Dann zieht er einen Hundertmarkschein aus der Hemdtasche. »Hier, Schatz. Kannst du morgen einkaufen gehen. Ich muss noch mal weg.« Er schweigt und spielt mit dem Geld. Die Stille dauert lang und ich spüre wie sich alles um mich herum verschiebt. Das Licht, die Luft, die wir atmen. Ich blicke zu Mama. Ihr Gesicht ist aus Stein. Mit den Fingern zupft sie den Käse in kleine Teile. Dann nickt sie.

»Robert feiert seinen Abschied vom Fußballverein und hat mich eingeladen. Wir treffen uns in der Mokkastube. Warte nicht auf mich. Wird bestimmt spät.« Mama sagt nichts. Steckt sich nur ein bisschen Käse in den Mund, dann eine Gurke. Ich höre sie kauen. Was drückt da nur auf meine Brust? So eine Enge, das Atmen fällt mir schwer. Ich rutsche von der Eckbank unter den Tisch, krieche auf der anderen Seite hervor und öffne die Glastür nach draußen. Hinter mir ist das Schweigen. Am Himmel über mir die kommende Nacht, wenige Sterne, weißes und rötliches Funkeln. Papa beugt sich über den Tisch, legt die Hand auf Mamas Unterarm. »Sei nicht böse, Schatz. Man hat ja nur einmal im Jahr Geburtstag. Morgen ist Samstag, da können wir was zusammen machen.«

Mama schwieg immer noch. Ein schmales Lächeln auf den Lippen. Sie sitzt wie versteinert, so weit weg wie die Sterne über mir. Mein Herz klopft laut. Was kann ich tun? Papa gibt ihr einen Kuss und entschwindet. Durch die Tür fällt das Licht auf den Rasen unter meinen Füßen. »Komm bitte rein, Heinrich«, höre ich sie sagen. »Es wird Zeit fürs Bett.«

»Ja, Mama.«

Es gibt hinten einen kleinen Raum in dem mein Bett steht, das Papa aus Spanplatten gezimmert und weiß lackiert hat. Der vordere Raum ist Küche, Ess- und Schlafzimmer in einem. Wenig größer als mein Zimmerchen. Als Mama die Tür zumacht, lauschte ich auf das, was sie tut. Geschirr spülen, der Wasserhahn quietscht, dann das Radio. Ein Mann erzählte etwas über einen Krieg. Vietnam. Das Wort höre ich oft. Ich knipse die kleine Lampe über mir an und ziehe eines der Bücher unter dem Bett hervor, die ich von Opa und Oma zu Weihnachten bekommen habe. Ein dickes Buch über Sterne. Auf einem kleinen Blatt zeichne ich die großen Buchstaben nach. SONNE, MERKUR, VENUS, ERDE, MARS, JUPITER, SATURN, URANUS, NEPTUN, PLUTO. Ich kenne

alle Planeten und kann die Namen lesen. Sorgfältig übe ich das Schreiben. Große und kleine Buchstaben. Dann blättere ich weiter. Das Foto mit vielen Sonnen fasziniert mich, aber das Wort ist sehr schwer. PLEJADEN ... Plei-aden ... flüsterte ich. Weiter hinten im Buch ist es ein Bild, das die Doppelseite abdeckt. Eine große, strahlend helle Insel inmitten einer schwarzen Fläche. So schön, wie nichts, was ich bisher gesehen habe und sicher nie sehen werde. Das glaube ich fest. In meinem Bauch wächst ein Gefühl, das immer erwacht, wenn ich weit weg von zuhause bin. Mama nennt es Heimweh. Ich lausche in mich hinein. Es brennt wie ein kleines Feuer. Die helle Insel auf dem Papier muss meine Heimat sein, denn ich bekomme Heimweh, wenn ich sie anschau. In kleinen Buchstaben steht unten rechts ihr Name: Andromeda.

Dann drängte sich ein Schluchzen in meine Ohren. Jemand weint. Ich klappe das Buch zu, lösche das Licht und lausche. Es ist Mama. Vorsichtig öffne ich die Tür. Ein schmaler, kurzer Durchgang schützt mich vor dem Gesehen werden. Langsam, Schritt um Schritt nähere ich mich der Ecke. Mama stützt ihre Hände auf die Spüle, den Kopf auf der Brust. Sie schluchzt leise, zittert, reibt dann die Augen und schnäuzt in ein Taschentuch. Das Weinen will nicht aufhören. Meine Füße werden kalt. Was soll ich jetzt tun? Dann sagt sie etwas. Zu leise. Ich halte den Atem an und den Kopf an die Kante der Wand. »Das bisschen Geld«, raunt sie. »Bringt das bisschen Geld. Versäuft den Rest.« Mit wem redet Mama? »Wie soll das reichen für uns?« Sie schüttelt langsam den Kopf. Dann sinkt sie auf die Knie, stützt sich mit den Händen auf den Beinen ab. Ich sah, wie meine Füße sich bewegen. Wohin? Was tue ich? Ich soll schlafen, hat sie gesagt. Morgen sei ein neuer Tag und bestimmt ein guter.

Sie hört mich nicht kommen. Eine tiefe Furcht umklammert meinen Hals, als ich die Hand ausstrecke. Ein paar Schritte noch. Sachte lege ich die Finger auf ihre Schulter. Nichts passiert. Vielleicht bin ich gar nicht hier und träume alles. Ein schlimmer Traum. »Mama?«, sage ich vorsichtig und weiß, ich bin hier und hellwach, meinen Kopf auf der Höhe ihrer Augen, ihrer Tränen, die einfach so laufen wie Wasser ins Waschbecken. »Mama? Was ist denn?« Sie dreht den Kopf und erschreckt. Mit einem schnellen Griff packt sie mich, steht auf, setzt sich auf die Eckbank und mich auf ihren Schoß. Ich versuche den Kopf zu drehen, in diese Augen zu sehen, nach links, dann rechts, aber sie hielt ihn einfach fest und drückt ihren Mund an meine Schläfe. »Pst, Heinrich, pst«, sind da Worte und Atem an meinem Ohr. Stetig wiederholend. So sitzen wir, bis meine Füße kalt werden.

»Mama, mir ist kalt.«

Sie trägt mich schweigend ins Zimmer. Wir legen uns ins Bett. Nase an Nase. Die kleine Decke reicht nicht für uns beide. Unsere Blicke wachsen zusammen wie Wassertropfen, die sich finden und durch die Welt wandern, auf der Suche nach ihresgleichen.

Was ich fühle, ist ein immer wiederkehrender, warmer Wind. Im Traum. Ein Sommerwind, wie er durch den Garten meines Onkels streift, die Blätter bewegt, den Duft von Äpfeln, Birnen, Pfirsichen und Beeren in meine Nase weht. Aber dieser Wind riecht anders. Vertrauter. Es fällt mir schwer, den Traum zu verlassen, doch als ich die Augen öffnete, sehe ich Mama vor mir liegen. So wie sie sich gestern Abend neben mich gelegt hat. Die Lider geschlossen, eine Hand auf meiner Hüfte, die andere unter ihrem Kinn. Ich hätte gerne die Sommersprossen in ihrem Gesicht gezählt, aber sie hat mich bis jetzt nur die Zahlen bis zwanzig gelehrt. Jede Hand zwei Mal. Ich spüre einen Drang auf die Toilette zu gehen. Wie soll ich aufstehen, ohne sie zu wecken? Langsam krieche ich unter der Decke hervor, zum Fußende des Bettes, von dort auf das breite Fensterbrett, lasse mich auf den Boden gleiten und verlasse das Zimmer. Jetzt muss es aber schnell gehen. Die Tür hinter mir zugemacht, flitze ich zum Badezimmer. Neben dem Esstisch steht das große Bett. Im Vorbeirennen entdecke ich Papa, der angezogen, Arme und Beine von sich gestreckt, quer darauf liegt und schnarcht. Er hört mich nicht. Die Klospülung drücken ist ein schwieriges Unterfangen, denn es kommt vor, dass der Hebel sich nicht mehr löst und das Wasser wie ein Wildbach durchs Rohr rauscht. Also klemme ich eine leere Klopapierrolle drunter, wie Papa es mir gezeigt hat und spüle dann. Vor dem Waschbecken steht ein Holzschemel. Ich stelle mich drauf und blicke in den Spiegel. Ein Grinsen. Die Zunge raus. Wie weit kann ich die Zunge rausstrecken? Mit der Zahnpasta schmiere ich einen Schnauzbart über die Lippe. Weiß mit roten Streifen. Dann stecke ich die Zahnbürste in den Mund und rauchte Peter Stuyvesant. Wie Papa. Ich höre nicht, wie Mama ins Bad kommt. Sie lacht. Ich werde rot und lege die Bürste zurück.

»Guten Morgen, der Herr«, begrüßt sie mich und drückt einen Kuss auf meine Stirn.

»Guten Morgen, Mama.«

Sie setzt sich auf den Badewannenrand und gähnt ausgiebig.

»Papa hat sich mit Kleidern ins Bett gelegt. Die stinken nach Rauch«, stelle ich fest.

»Ja«, nickt sie. »Das ist einem wohl egal, wenn man betrunken ist.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht, Heinrich. Ich war nie betrunken. Deshalb kann ich dir das nicht beantworten. Aber ich glaube«, sie krault meinen Hinterkopf, »es hat was mit Kontrolle zu tun. Man verliert die Kontrolle über alles, was man tut.«

Ich drücke meinen Kopf gegen ihre kraulenden Finger. Sie steht auf und stellt sich hinter mich. Man verliert die Kontrolle, wiederhole ich die Worte in Gedanken. »Und was ist Kontrolle?«

»Hm«, macht Mama und stellt sich neben mich. »Nimm mal deine Finger und greif ganz langsam und vorsichtig die Zahnbürste.« Ich greife nach der Zahnbürste. »Halt«, stoppt sie mich.

»Zu schnell. Pass auf.« Mama hebt die Hand so langsam, dass ich kaum eine Bewegung sehe, dann strecken sich Finger und Arm zur Zahnbürste. Ein Geduldsspiel.

»Das ist wie Mikado!«

»Genau, du Schlaumeier!«, ruft sie. Aber statt zur Zahnbürste, packt sie schnell den Waschlumpen, macht ihn nass und drückt ihn mir ins Gesicht.

»He ...«

»Der Schnurrbart muss weg, bevor er antrocknet«, mahnt sie. Dann tippen ihr Finger auf meinen Kopf. »Da oben in deinem Kopf ist dein Gehirn. Das ist der Chef. Nur wenn dein Gehirn sagt, dass sich deine Hand bewegen soll, tut sie das. Wenn da Bier und Schnaps ins Gehirn kommen, weiß es nicht mehr, was es tut. Klar?« Mein Gesicht glänzt feucht.

»Klar, Mama. Aber ...«

»Aber was?«

»Warum tut man dann überhaupt Bier und Schnaps da rein? Weiß das Gehirn nicht, dass es dann kein Chef mehr ist?« Sie lacht, steigt aus ihrer Unterhose und setzt sich auf die Kloschüssel. Ich lausche dem Plätschern. Dann winkt sie mich hinaus und lacht immer noch.

Es gibt Frühstück. Spiegelei auf Toastbrot. Ich hole aus Omas Garten zwei Gurken. Mama gibt mir ein Messer und ich schneide so gut ich kann Scheiben von den Gurken. Dicke und dünne. Als das Wasser kocht für den Kaffee und Mama es in kleinen Schlucken in den Trichter gießt, wird Papa wach. Er stöhnt, blinzelt gegen das helle Fenster, reibt sich den Kopf. »Was ist?«, krächzt er.

»Frühstück«, sagt Mama. »Kaffee.«

»Oh ...«

Ich zerlege das Spiegelei-Toastbrot mit Messer und Gabel in Einzelteile und stecke mir eines davon in den Mund. Offenbar fällt Papa es schwer aufzustehen und an den Tisch zu kommen. Er schwankt, hält sich an der Bettkante fest, an der Stuhllehne und quält sich auf die Eckbank. Mama pustet einen Schwall Luft von sich. »Du stinkst, Rudolf. Willst du nicht erst baden?« Er schielt sie an. Ich erschrecke. Seine Augen sind schmale Schlitze und das Weiß darin so rot wie Blut.

»Papa, deine Augen sind ganz rot. Bist du krank?«

»Ach was«, winkt er ab. »Nur Zigarettenqualm.«

»Geh bitte erst baden. So will ich dich nicht am Tisch«, erklärt Mama mit fester Stimme und blickt ihn mit hochgezogener Augenbraue an. Wenn sie das tut, dann ist nicht gut Kirschen essen mit ihr, wie Opa mal meinte. Ich beobachte beide abwechselnd und kaue mein Spiegelei. Dann steht Papa auf und geht ins Bad. Vor der Terrassentür wird es dunkel. Jemand klopft. Es ist Opa, die Hände hinter dem Rücken. Mama öffnet.

»Guten Morgen«, begrüßt er uns.

»Magst du einen Kaffee, Hannes?«

»Gerne. Ich habe euch was mitgebracht.« Vorsichtig zieht er den rechten Arm nach vorne. Eine Schüssel kommt zum Vorschein und darin ein ganzer Berg Brombeeren. Große, schwarze Beeren!

»Heinrich kriegt große Augen«, meint Mama und Opa setzt sich. Er stellt die Schüssel mitten auf den Tisch und ich überlege, einfach hineinzugreifen in diese schwarzen Köstlichkeiten. Mama kommt mir zuvor, indem sie eine Handvoll auf mein Brettchen legt.

»Hier, probier mal. Wenn sie gut sind, backe ich einen Kuchen«, fordert sie mich auf. Schnell stecke ich zwei in den Mund, beiße hinein und kneife ein Auge zu. Schlagartig habe ich das Gefühl, jemand lässt meine Zunge schrumpeln. Mama lacht schon wieder.

»Na? Wie schmecken sie?«

Ich schlucke. »Gut, aber das war ganz ...«, ich suche nach dem Wort.

»Herb«, ergänzt sie. »Das nennt man herb. Ein bisschen bitter, säuerlich. Alles zieht sich zusammen, nicht wahr?« Sie hebt die Hand und krümmt die Finger.

»Genauso«, gebe ich ihr recht. Opa lacht und knufft meine Schulter. »Wie ist es? Gehen wir nachher spazieren?«

»Wohin gehen wir denn?«, will ich wissen. Er überlegt.

»Hm, wie wäre es, wenn wir ins Grösseltal wandern und Kresse sammeln?«

»Au ja«, rufe ich. Ein Krachen, ein Schrei. Etwas Großes zerbricht mit Getöse. Dann zischt es deutlich aus dem Flur. Mama springt auf, rennt Richtung Badezimmer.

»Rudolf?!«

Wir stehen im Türrahmen und starren gebannt auf das, was sich im Badezimmer abspielt. Opa, Mama, ich vor ihnen. Niemand bewegt sich. Papa windet sich in der Wanne. Aus der Wand schießt ein enormer Wasserstrahl an die gegenüberliegenden Kacheln, das Waschbecken liegt in Trümmern auf dem Boden. »Rudolf?« Mehr schafft Mama nicht zu sagen.

»Tut was!«, schreit Papa.

Nach einem Atemzug reagiert Opa. Er rennt nach nebenan in den Keller und stellt das Wasser ab. Der Strahl aus der Wand versiegt. Inzwischen läuft es als Bach aus dem Badezimmer in den Flur. Mama flucht. Und das tut sie nicht sehr oft. Ich entscheide mich, ruhig zu sein. Auf der Treppe höre ich Schritte. Omas harte Schuhe. »Hannes!?!«, ruft sie, dann steht sie neben uns. »Was ist denn los? Das Wasser ist weg. Ich will kochen!« Sie schiebt mich weg, dann bemerkt sie den nassen Boden im Flur. »Ach du lieber Gott! Was ist denn passiert?«

»Ja«, sagt Mama. »Was ist denn passiert, Rudolf?«

»Ich wollte nur meine Füße im Waschbecken waschen. Bin ausgerutscht«, erklärt er.

Oma, Opa und Mama starren sich an. Ein seltsames Schweigen. Dann bricht Opa in schallendes Gelächter aus und zieht mich weg. »Komm, Heinrich. Wir gehen spazieren.« Mama nickt mit zusammengepresstem Mund.

Wir wandern den Wasserleitungsweg entlang. Hier kenne ich jede Bank, jeden Ameisenhaufen am Wegesrand. Aus dem Meer umgefallener Tannen ragen einzelne Stämme mehr oder weniger

gerade in die Höhe. »Schau nur«, zeigt Opa auf die noch stehenden Bäume. »Ein Wunder, dass die stehen geblieben sind.« Ich folge seinem Finger, sage nichts, denn ich weiß nicht, ob es ein Wunder ist oder wie ich das Wort Wunder mit den kläglichen Überresten des Waldes zusammenbringen soll. Was ist ein Wunder?

»Erinnerst du dich an den Tornado?«

Erinnere ich mich an den Tornado? Ich war in dieser Nacht nicht wach geworden, obwohl Oma, Opa, Tante und Onkel bei uns im Keller Schutz suchten. Nur an den Morgen und die Tage danach habe ich Erinnerungen. Es war ja alles kaputt. Der ganze Wald einfach weg. Die Welt zeigte sich in sonderbaren Bildern. Nachbars Auto auf der Garage, das Haus ohne Dach, die Straße voller Gerümpel und noch mehr kaputte Autos, Äste, Bäume, ganze Häuserwände fehlten hier und da. Der höchste Baum der Straße, ein Mammutbaum, wie Mama sagte, hatte das Haus des Doktors wie ein Butterbrot in der Mitte durchgeschnitten.

»Was ist denn ein Tornado?«

»Ein Wirbelsturm.« Opa räuspert sich. »Ich dummer Kerl! Jetzt hab ich ein Wort gesagt, dass du gar nicht kennst, oder?« Ich schaue zu ihm auf und schüttele den Kopf. »Na ja«, fährt er fort. »also hier unten bei uns ist es warm. Da oben«, er blickt empor zum blauen Himmel, »ist es kalt. Wenn es warm ist, dann verdunstet das Wasser hier unten und geht da hoch. Große Wolken entstehen. Ein Gewitter.«

»Mit Blitz und Donner!«, platze ich raus.

»Genau. Ein kalter Wind oben in eine Richtung, ein warmer Wind hier unten in die andere. Und das ganze Gewitter fängt an, sich zu drehen. Verstehst du?« Er stoppt, breitet die Arme aus, drehte sich im Kreis und faucht. Mir fällt die Badewanne ein. Papa zieht den Stopfen, das Wasser dreht sich im Kreis und gluckert durchs Loch.

»Wie in der Badewanne, wenn Papa das Wasser ablässt!«

»So ist es«, bestätigt er. »Und der Tornado dreht sich so schnell, dass er alles ausreißen kann.«

»Aber nicht unser Haus!«, triumphiere ich. Es war eines der wenigen Häuser, das nur ein paar Dachziegel eingebüßt hatte.

»Wir haben Glück gehabt, Heinrich. So richtiges Glück.«

»Mh.«

Opa nimmt meine Hand und wir marschieren weiter. Ich schaue hinunter ins Tal, über die vielen abgerissenen Tannen hinweg. Was für ein Glück wir doch hatten.

Endlich sind wir im Grösseltal. Wie kühl ist es dort am Talgrund, im Schatten der großen Bäume, die den Bach säumen. Opa steht im Wasser und zupft Bachkresse vom Rand. Ab und zu ruft er mich und deutet auf kleine Fische. »Forellenbabys«, sagt er. Ein paar Mal holt er Flusskrebse unter einem Stein hervor, lässt mich sie eingehend betrachten, die kleinen Scheren, auf der Suche nach jemandem, den es zu kneifen gilt. Dann setzt er sie wieder hinein. »Man

kann sie essen«, erklärt er, »aber es gibt nicht mehr viele, also lassen wir sie lieber hier. Dort, wo sie leben, ist das Wasser ganz besonders sauber.« Ich war unbedingt einverstanden, denn sie sehen nicht nach etwas aus, das ich essen will. Als Omas Strohtasche voll ist, legen wir uns ins Gras und zählen die Wolken. Ich bin froh, dass Opa heute glücklich ist und nicht still wird, an etwas aus dem Krieg denkt und weint. Das will ich ihm unbedingt sagen.

»Opa?«

»Ja, Heinrich?«

»Bist du heute nicht traurig?«

Lange sagt er nichts. Die Sonne wandert ein gutes Stück weiter. Schatten kriechen an unseren Beinen entlang. Vielleicht habe ich etwas Falsches gefragt? Dann legt er eine Hand auf meinen Unterarm. »Nein, heute nicht. Heute ist es weit weg. Hier ist es so friedlich.« Er stützt sich auf die Ellenbogen. »Manchmal kann Krieg auch friedlich sein. Einfach so. Mittendrin. Man glaubt es kaum, aber das gibt es.«

»So wie jetzt gerade?«, wundere ich mich.

Er nickt und steht auf. »So wie jetzt gerade.« Er reicht mir die Hand und ich greife danach. »Komm. Jetzt essen wir noch ein Eis in der Gaststätte, dann gehen wir nach Hause.« Er zieht mich auf die Füße. Ein Eis! Ich weiß, welches es werden soll.

Als wir nach Hause kommen, steckt mich Mama in die Badewanne. An der Stelle des Waschbeckens schaut ein Rohr aus der Wand, zwei Leitungen, Reste von Schrauben. Alles ist wieder trocken. Papa ist mit Onkel Heinz zu dessen Freund gefahren, der ein Waschbecken übrig hat. Nach dem Baden helfe ich Mama, die viele Kresse zu waschen. Sie riecht herrlich. Immer wieder stecke ich einige Blätter in den Mund.

»Ist das nicht zu scharf, Heinrich?«, staunt Mama.

»So wie Omas Meerrettich.«

»Das wär mir zu scharf«, lacht sie und gibt mir ein Päckchen Butter. »Du darfst sie ein paar Minuten in den Händen halten, damit sie weich wird. Dann machen wir Kressebutter.« Ich nehme es zwischen die Beine und sortiere weiterhin Gräser und andere Pflanzen aus der Kresse.

»War Opa heute traurig?«, fragt Mama nach einer Weile.

»Nein. Er hat gesagt, manchmal ist es im Krieg ganz friedlich.«

»Erzählt er dir viel vom Krieg?«

Ich stecke viel Kresse in den Mund. Er ist mein Lieblings-Opa. Immer bekomme ich Bücher und manchmal Eis und Süßigkeiten. Jetzt muss ich doch husten. Zu viel Schärfe auf einmal. Mama grinst. »Also doch zu scharf?«

»Nur ein bisschen«, japse ich. In meinen Ohren hörte ich ein Rauschen, wie beim Wasserstrahl aus der Wand. »Ui!«, rutscht mir raus und ich renne zum Wasserhahn, trinke hastig einige Schluck. Die Butter ist auf den Boden gefallen. Ich hebe sie auf.

»Gib mir die Butter, Heinrich. Ich schneide jetzt einiges von der Kresse ganz klein und du darfst sie dann mit der Gabel in die Butter drücken.« Ich nicke und denke nicht mehr an Opa. »Und? Erzählt er denn noch viel vom Krieg?«, fragt sie erneut.

»Nur manchmal. Von seinen Kameraden.«

»Aha. Weißt du, was Kameraden sind?«

»Seine Freunde.«

Sie wiegt den Kopf hin und her. »Hm, so was in der Art. Ich glaube, manchmal sind es mehr als Freunde. Am besten aber ist es, gar keinen Krieg zu machen.« Keinen Krieg. Das sagt auch Opa immer wieder. Aber es gibt den Krieg, überlege ich. Was war da nicht richtig? Mama schneidet die Kresse klein.

Die Wohnungstür geht auf, Papa kommt. Die Stimme meines Onkels redet unverständliche Worte, etwas schlägt an die Wand, dann an die Holztür zum Badezimmer. »Vorsichtig, Rudolf!«, höre ich Onkel Heinz ängstlich rufen. Sie schließen die Tür hinter sich und begannen mit der Arbeit. So klingt es jedenfalls.

»Da bin ich mal gespannt, ob die beiden das hinbekommen«, meint Mama und schiebt den Berg Kresse in die Schüssel mit der Butter. »Jetzt kannst du anfangen, Heinrich. Schön gleichmäßig hineindrücken.«

»Ist gut, Mama.«

Papa raucht draußen auf der Wiese, Mama deckt den Tisch. Ich halte beide Zeigefinger an die Stirn, stoße heftig Luft aus und ramme meinen Stierschädel in Papas Hintern. Wieder und wieder, mit Anlauf. Dann drückt er die Zigarette im Aschenbecher aus und geht hinein, schnappt sich ein Geschirrspültuch und stellte sich mitten ins Zimmer. »Olé«, ruft er. Mit halb gesenktem Kopf versuche ich das Tuch zu treffen, aber Papa schwenkte es kurz davor nach oben. Er lacht und läuft wieder hinaus. »Olé, kleiner Heinrich-Stier!« Wieder raus aus der Küche. Aber das blau-weiß gestreifte Tuch verschwindet erneut.

»Du bist zu groß!«, beschwere ich mich.

»Natürlich bin ich groß. Bin ja schließlich der berühmte Torero Al-Andaluz.«

Ich laufe eine Kurve und ramme dieses Mal ihn. »He!« Papa schwankt kurz. »Ganz schön fies«, meint er.

»Essen kommen!«

»Uh! Die Chefin ruft.« Er rennt hinein, kniet sich hin und hält das Tuch neben seinen Kopf. Mein Zeichen. Den Weg kennend, stürme ich los, über die Türschwelle. Für einen Moment drehe ich die Augen nach oben, um zu sehen, ob die Richtung stimmt, bin kurz vor dem Tuch. Aber Papa zieht es blitzschnell weg und ich sehe die Kommode direkt vor mir. Mit der Nase krache ich in vollem Lauf gegen die Kante. Es wird Nacht.

Alles ist seltsam leicht. Bis ich merke, dass ich in der Luft hänge, von jemandem gehoben. Den Kopf über der Badewanne. Unter mir ein Meer aus roter Farbe. Wo kommt das her? Dann dringen Worte durch eine dicke Wattewand in meine Ohren. Sie werden immer lauter. Es sind Schreie. Mama schreit. Und das rote Zeug läuft aus mir heraus. Warum? Das Wort ‚Blut‘ dämmert mir. Mein Blut! Ich fühlte plötzlich den Schmerz und fange ebenfalls an zu schreien, nein, zu weinen! Oder ist es beides auf einmal? Ein roter Wasserfall fließt aus meiner Nase. Jetzt kann ich es spüren. Den komischen Blutgeruch. Mir wird schwindelig.

»Spül das runter!« Wieder Mama. Jemand stellt das Wasser an und mein Blut wird ganz durchsichtig. Was aus mir herausläuft, folgt dem Strom ins dunkle Loch. »Tu was!«, verlangt Mamas Stimme. Mir wird schlecht und ich übergebe mich. »Oh nein«, höre ich sie sagen. »Nimm du ihn!« Ich werde herumgereicht wie ein nasses Handtuch. Mein Kopf kippte nach hinten und ein Schwall Blut fließt meine Kehle hinab. Umgehend erbreche ich es wieder.

»Rudolf, Rudolf ...«

Ein eiskalter Waschlappen legt sich auf meine Nase. Der Schmerz! Ein zweiter Lumpen in den Nacken, ein dritter auf die Stirn. Mir fällt das Bild einer Gießkanne ein. Wie viele Blumen kann ich mit einer Gießkanne voll Wasser gießen? Ich bin eine Gießkanne. Voller Blut. Was passiert, wenn kein Blut mehr drin ist? Mama wechselt die Waschlumpen. Wieder und wieder. Mein Onkel kommt mit Eiswürfel. Jemand legt sie mir in den Nacken. Alle Erwachsenen sagen etwas, immer wieder. Mama, Papa, Onkel Heinz. Mir ist es egal. Es soll aufhören. Ich bin so müde und will nur noch schlafen. Das Gefühl für Zeit ist weg. Morgen früh werde ich Pfirsiche essen, denke ich. Und nach den Stachelbeeren schauen und vielleicht schon eine von den rotgrünen Birnen nehmen können. Das ist es, was ich will. Und keiner darf mich stören. Keine Spinnen, keine Toreros.

Kapitel 4

Die Freunde

Mein Weg zum Kindergarten ist ein besonderer. Nur dort begegne ich jenem Mann, der wie ein König auf einem Holzstuhl thront, in einer schäbigen Baracke, mitten auf einem Schrottplatz, der so was wie ein Wunderland ist. »Guten Morgen, mein Kleiner«, begrüßt er mich meist, lächelt und reicht mir ein Stück Pumpernickel mit Tomate.

»Danke«, sage ich leise.

»Musst nicht so schüchtern sein. Kennst mich doch jetzt schon lange.« Seine große Hand klopft vorsichtig meine Schulter. »Gehst mal wieder in den Kindergarten, was?«, fragt er, obwohl er weiß, dass es genau so ist. Jeden Morgen um acht Uhr den Berg hinunter, vorbei am Schrottplatz, ihm einen Besuch abstatten, kurz nach zwölf wieder den Berg hoch, nachschauen, ob er noch lebt. Was immer der Fall ist.

»Wie heißt du eigentlich«, erkundigt er sich in den ersten Tagen unserer Zweisamkeit.

»Heinrich.«

»Oha, Heinrich ...« Mit wasserblauen Augen starrt er durch die dreigeteilte Scheibe seines Kontors. »Was für ein wunderschöner Name. Ich dagegen habe nicht so einen tollen Namen. Meiner Mama ist nur Fritz eingefallen.«

»Fritz«, wiederhole ich, »ein Opa von mir heißt Fritz.«

»Viele Männer in unserem Alter heißen so«, erklärt er. »Das war mal ganz modern.«

»Ich mag Opa Fritz nicht«, stelle ich klar. Fritz lacht so tief und laut, dass ich meine, die Scheiben klirren zu hören.

»Das macht nichts, Heinrich. Ist wohl einfach nur ein alter Mann, dem Kinder nichts bedeuten.« Ich nicke, aber so ganz begreife ich seine Worte nicht.

Wir werden zusammen älter, Fritz und ich. Morgens schenkt er mir Brot und Tomate, auf dem Nachhauseweg erzähle ich ihm vom Sandkasten, der dummen Sabine und dem geizigen Oliver. Fritz lacht. Sein enormer Bauch schwappt hin und her, wie eine Barkasse in der Dünung. Eines Morgens betrete ich voller Stolz seine schäbige Hütte. Fritz sitzt zusammengesunken auf dem Holzstuhl. So still und reglos, dass ich Angst bekomme. »Guten Morgen«, rufe ich laut. Fritz schlägt die Augen auf und es freut mich, diese wasserblaue Farbe zu sehen.

»Einen wunderschönen guten Morgen, Heinrich.«

Ich deute auf das mit schwarzer Farbe an die Tür gemalte Wort. »Was heißt ‚Kontor‘?«

»Kontor ist das Büro«, meint er und mustert mich für einen Moment schweigend. »Du kannst lesen?«, fragt er dann. »Moment ...« Aus einer Schublade kramt Fritz eine vergilbte Zeitschrift. »Hier. Wie heißt die Zeitschrift?« Er hebt sie vor mein Gesicht. Es ist das große Wort, hat Mama erklärt. Immer das große Wort. Und es steht meist oben.

»Metall«, sage ich. Fritz lässt sich auf seinen Stuhl fallen. Der knackt und knirscht bedenklich.

»Puh, also ich bin jetzt wirklich platt. Wie alt bist du?«

»Fünf.«

Er knufft mich auf die Brust. Seine enorme Faust ist groß wie ein Fußball. »So einen Sohn hätte ich auch gerne gehabt«, meint er und steht wieder auf.

»Hast du keine Kinder?«

»Nein, mein Junge. Meine Frau ist gestorben, bevor wir Kinder bekommen konnten.« Ich weiß nicht, was ich sagen soll. So packe ich zwei seiner Finger. Zu mehr reicht meine kleine Hand nicht. Fritz schweigt. Er vergisst mein Tomatenbrot.

Jeden Morgen und Mittag muss ich Fritz nun Worte vorlesen und diese auf ein Blatt Papier schreiben, das er in seiner Schublade aufbewahrt. Er geht mit mir über den Schrottplatz, was mir bisher verboten war. Wegen all der vielen gefährlichen Sachen, erklärt Fritz. »Das hier ist eine alte Waschmaschine. Und dort ein Borgward, den niemand mehr braucht.« Mit Borgward kann ich nichts anfangen. Aber ich sah, dass es ein Auto ist. »Und ich habe auch besondere Dinge. Aber da müssen wir hier um den Schrottberg herum.« Die besonderen Dinge stehen an der hinteren Betonwand und rosten vor sich hin, zwischen Kabeln, Fässern und alten Traktoren.

»Was ist das?«, frage ich und deute auf ein krummes Etwas.

»Das ist eine Kanone aus dem Krieg«, sagt Fritz. »Allerdings mit stark verzogenem Rohr und fehlendem Verschluss.«

»Oh, also kaputt«, stelle ich fest. Fritz lacht laut und deutet auf etwas unter einer schmutziggelben Teerplane. Langsam hebt er die Ecke an. Viele Räder kommen zum Vorschein. »Im Fernsehen habe ich schon mal so was gesehen«, sage ich.

»Das ist ein Panzer III«, klärt er mich auf. »Allerdings nur die Wanne.«

»Die Wanne?« Ich denke an eine Badewanne. Fritz lacht wieder und setzt mich auf seine Schulter. So zeigt und erklärt er mir nach und nach all das, was die Menschen wegwerfen, weil sie es nicht mehr wollen.

»Manchmal ist es einfach nur überflüssig, die Menschen sind es leid«, betont Fritz.

Eines Morgens entdecke ich Fritz schon aus der Ferne vor dem Kontor, mir zuwinkend, was wirklich das allererste Mal ist. Ich beginne zu rennen. Keuchend erreiche ich die Hütte und wir gehen hinein.

»Ich hab was für dich, Heinrich.« Er setzt sich und zieht ein dickes Buch aus der Schublade. Es kribbelte in meinem Bauch, so gespannt bin ich auf das, was er mir zeigen will. Fritz hebt mich auf den Schoß und öffnet das Buch. Ein Fotoalbum. Auf der ersten Seite ist nur ein Bild. Sehr groß und schwarzweiß. Ich sehe eine Frau, so schön wie Schneewittchen. Sie lächelt mich an.

»Oh, die Frau sieht aus wie Schneewittchen«, rutscht mir raus.

Fritz lacht. Fast wäre ich abgerutscht. Er zieht mich wieder hoch. »Schneewittchen«, wiederholt er, »das hätte ihr bestimmt gefallen.«

»Wer ist das?«

»Das, mein lieber Heinrich, ist meine Frau. Ihr Name war Emma.«

»Emma«, flüstere ich und präge mir jedes Detail ihres Gesichts ein. Dieses Foto schafft es, mich zu verzaubern. »Wie schön sie ist«, sage ich, ohne an Fritz oder sonst etwas zu denken. Dann durchzuckt mich die Erinnerung. Sie ist ja tot. Ich traue mich nicht, danach zu fragen und werde still. Fritz drückt mich, legt die große Hand auf meinen Kopf.

»Du musst keine Angst haben, Heinrich. Emma hätte dich sehr gerne gehabt. Ich bin sicher, sie schaut uns gerade zu und freut sich.«

Ich nickte. Und bin neugierig. »Warum ist sie tot?«

Er schluckt. Seine Stimme zittert wie kleine Zweige im frühen Herbstwind.

»Du hast doch vom Krieg gehört, oder? Von den vielen Bomben.«

»Ja. Oma und Opa erzählen viel davon. Alles war kaputt.«

»Emma war im Haus, als eine Bombe darauf fiel. Sie wurde nicht mehr gefunden.«

Ich stelle mir das Haus vor. Jemanden nicht mehr finden ... das muss ein sehr kaputtes Haus gewesen sein. »Vielleicht ist sie da noch irgendwo?«, überlege ich laut. Fritz klappt das Buch zu, der Zauber verschwindet. Schneewittchen verblasst und Fritz verliert ein paar dicke Tränen. Ich stehe auf und halte seine große, ölverschmierte Hand. Was kann ich tun? Nicht in den Kindergarten gehen? Mein Bauch tut weh.

Der Schrottplatz ist nicht groß. Immer mehr Häuser werden um ihn herum gebaut. Sie klemmen ihn ein und bald mutet die Schrottinself wie eine schwärende Wunde inmitten heiliger Ordnung an. »Sie wollen mich hier weg haben«, eröffnet mir Fritz eines Tages.

»Wer?«, wundere ich mich.

»Na, mein Junge, jetzt schau mal all die schönen neuen Häuser hier. Die sind so weiß und sauber, da wollen die Menschen keinen dreckigen, stinkenden Schrottplatz mehr sehen.«

»Aber du tust ihnen doch nichts«, ereifere ich mich.

Fritz setzt mich auf den Tisch. »Weißt du, die Zeiten ändern sich. Für Menschen wie mich ist da kein Platz mehr.«

Kein Platz? Ich denke nach und drehe den Bleistift auf dem dreckigen Holztisch. Er schweigt. Seine großen Hände sind wie Pfannen. Die Haut so runzlig, kleine und große Narben ziehen sich kreuz und quer über beide Handrücken. Ich bin fasziniert. Wie die Rinde vom alten Birnbaum. So zerfurcht. Dann fällt mir ein, was ich Fritz sagen könnte. »Du kannst vielleicht zu uns kommen. Onkel Heinz hat einen großen Garten. Soll ich ihn mal fragen?«

Fritz klatscht mit beiden Händen auf meine Oberschenkel. Er steht auf, geht ans Fenster und blickt hinaus. Also mache ich es ihm nach. Der Bagger, mit dem er den Schrott auflädt, die

Fässer, grüne Flaschen in Bastkörben, alles ist wie immer. Fritz schnieft. Vater würde jetzt sagen, dass große Jungs nicht weinen dürfen. So sein Befehl an mich. Soll ich Fritz sagen, dass man nicht weint? Dann kommen mir selbst die Tränen, dabei weiß ich gar nicht, warum? Ich will nicht, dass wir weinen. Aber es hilft nichts. Wir vergessen die Zeit.

Eines Tages komme ich vom Kindergarten und höre von weitem Motorengeräusche, ein Krachen und Schleifen. Ich renne los, den kleinen Fußweg entlang, die schmale Staffeln hoch und blicke die Straße runter. Zwei große Lastwagen und ein Bagger, so groß wie ich noch keinen gesehen habe, verrichten ihr Werk. Drehen, greifen, aufladen, ein paar Mal und ein Laster fährt davon. Der zweite macht sich bereit. Kurze Zeit ist auch der voll, entfernt sich und weiter unten kommt schon ein neuer angefahren. Langsam gehe ich Richtung Schrottplatz. Ein Absperrband stoppt mich, der Fahrer im Lastwagen lächelt mir zu. Die Hütte ist verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, der Platz schon zur Hälfte geräumt. Von Fritz weit und breit keine Spur. Etwas zerrt an mir. Ein Reißen wie an einem Handtuch, das sich, eingeklemmt in der Tür, keinen Millimeter bewegte, bis der Stoff mit einem hässlichen Geräusch entzweigt. Mir wird schlecht und ich übergebe mich auf die Straße. Der Fahrer im Lastwagen hupt. Mir kommen die Tränen. Ich denke an Fritz. An einen Tod, den ich nicht kenne. Der Tod aus den Erzählungen. Aber ist er überhaupt tot? Plötzlich sind Menschen weg, die man mag. Was kann ich nur tun? Alle Fäden reißen mit einem Ruck durch.

Es dauerte nicht lange, da steht ein Kran auf der Straße und der Schrottplatz ist nur noch eine tiefe Baugrube. Allerlei Geräte gibt es zu entdecken. Eine Hütte auf Rädern, viele Steine, große Netze aus rostigem Eisen. Zwischen allem erhebt sich der Kran in schwindelerregende Höhen. Meine Oma hat mich beauftragt, im Edeka Joghurt und ein Netz Brötchen zu kaufen. Auf dem Heimweg will ich das Loch und den Kran anschauen. Niemand ist da, die Baustelle völlig verlassen. Aber es ist ja auch kein Kindergarten, sondern Samstag. Wie groß der Kran wohl sein mag? Dann fällt mir Fritz ein. Und seine Emma, die vielleicht immer noch tot in einem kaputten Haus liegt. Oder vom Himmel auf uns herunterschaut. Mama glaubt ganz fest daran, an den Himmel. Mein Vater sagt, das sei alles Blödsinn. Ich will selbst nachsehen.

Omas Einkaufstasche lege ich auf einen Stapel grauer Steine und klettere auf den Kran, zwänge mich durch die Absperrung, bin innerhalb des Turmes und steige die Leiter hinauf. Den Blick stets nach oben gerichtet, erreiche ich keuchend das Ende des Turmes und krieche unter der Kette durch auf eine Plattform neben einem Häuschen. Darin ist ein Stuhl mit allerlei Hebeln. Abgeschlossen. Dann stürmt die Höhe auf mich ein. Mein ganzer Körper kribbelt und ich gebe mich diesem Gefühl hin, genieße es wie eine Achterbahnfahrt. Dies ist bestimmt nicht der Himmel. Aber ich fühle mich so leicht und weit weg von allem, dass ich weiter will. Ein Steg führt entlang des Auslegers über die Grube. Ich halte mich an dem dicken Seil fest und gehe langsam

ein paar Schritte hinaus. Die Tiefe öffnet sich zu einem Schlund, zieht mich wie ein Staubsauger nach unten. Eine Stimme kratzt durch meine Gedanken und ist deutlich zu hören. Es ist Fritz.

»Setz dich, bitte«, sagt er. Ich setze mich auf den Steg und lasse die Beine baumeln. »Die Menschen da unten sind so klein«, erkläre ich ihm. »Die haben dich weggeschickt. Dabei hast du keinem was getan«, fahre ich fort.

»Das macht nichts, mein Heinrich. Ich habe mich auf die Suche nach Emma gemacht. Eines Tages werde ich sie finden.« Er lachte und mit einem Mal kommt ein leichter Wind auf und bewegt den Ausleger, lässt den Turm wanken. Unter mir beginnen Menschen zu rufen, sogar ein Schrei ist zu hören. Dann fällt mein Name. Ich sehe runter und entdecke meine Oma, die wild mit den Armen wedelt. Ich winke zurück. »Ich bleib noch hier oben, Oma! Ist viel besser als da unten!«

Kapitel 5

Papas Welt

»Rudolf, können wir nicht nach Hause gehen?« Mama zieht mich auf die Seite. Eine Frau mit ganz dickem Bauch und Kinderwagen drückt sich an uns vorbei. Papa bleibt einfach stehen. Seinen Eimer in der rechten Hand, mit dem Leder und den zwei Fensterwischern darin. Eine Zigarette im Mund. Peter Stuyvesant. Er hört vielleicht nicht, dass Mama mit ihm redet. Der O-Bus stoppt mit singendem Motor an der Haltestelle. Ein Mann läuft ohne zu gucken über die Straße und ein Taxi hupt. Der Fahrer wedelte mit den Armen. »Heute ist Samstag«, sagt Mama, »da könnten wir doch in den Wildpark gehen.«

Papa schüttelt den Kopf. »Ich komme bald nach. Edgar hat heute Geburtstag und ich hab versprochen, dass ich vorbeikomme. Er gibt einen aus. Spätestens um fünf Uhr bin ich daheim.«

»Deinen Sohn siehst du gar nicht mehr!« Ich kenne den Ton in Mamas Stimme. Es wird ihr letzter Satz sein. In Papas Augen blitzt es auf.

»Ich kann ihn ja mitnehmen! Dann lernen ihn die anderen auch mal kennen.«

Der Bus setzt die Fahrt fort, die ausgestiegenen Menschen verteilen sich, gehen in den Tchibo, hinüber in den Oberpaur, kaufen sich eine Zeitung am Kiosk. Von Mutter kommt nichts mehr, aber sie lässt meine Hand los und Papa streckt mir seine entgegen. »Komm, Heinrich. Jetzt lernst du alle kennen!« Ich nicke und denke an wegrennen, an ein Nein. Er greift meine Finger und mit einem Ruck geht es los. Mama lächelt mir zu und verschwindet zwischen den vielen Gesichtern der Stadt. Ich spüre ein unsichtbares Gummi, das mich mit ihrem Lächeln verbindet. Umso stärker, je weiter wir uns entfernen. Bis ich Bauchweh bekomme. »Wir sind gleich da«, sagt Papa, biegt um eine Hausecke in eine kleine Gasse mit schmalen Bürgersteigen, gepflasterter Straße, Kippen, Papier, ein alter Schuh im Rinnstein. Er stoppt auf der Hälfte der Länge. Weiter hinten wird die Gasse dunkler. Neben einigen Mülleimern streiten sich zwei Katzen. »Du kannst doch schon lesen«, meint er, »was steht da oben über der Tür?«

Ich schaue hoch. Da hängt ein dreckiger Kasten nicht mehr ganz an der Wand. Aus seiner Seite ragt ein Kabel. Im Kasten leuchten drei Birnen, eine vierte flackert. Es dauert, bis ich das Wort erfassen kann, denn es ist mir gänzlich unbekannt. »Mmm-ooo-kkaa-sch-tu-bee. Mokka-stube.«

»Sehr gut«, lobt Papa mich. »Nichts wie rein.«

Ich betrete eine Welt aus Qualm, lauten Rufen, Lachen, Schweiß und anderen Gerüchen, von denen ich weder eine Ahnung habe noch je haben will. Papa zieht fester, denn alles in mir sträubt sich, diesen Raum zu betreten.

»Rudolf!«, schreit jemand.

»Edgar, alter Haudegen! Wie isset? Hat dich deine Alte gehen lassen?!«, erwidert Papa, lässt mich los und ist mit wenigen Schritten bei den vielen Männern, die an einem hohen Tisch stehen. Wie angewachsen warte ich still. Die Tür noch offen. »He! Kleiner! Mach die Tür zu«,

forderte mich ein Mann auf, der rechts am Tisch sitzt. Ich tue, was er mir aufträgt. »Komm her, Kleiner«, sagt er und winkt mich zu sich. Aber ich bleibe stehen. »He, Rudolf! Dein Kleiner ist aber ein Angsthase«, lacht er zu Papa gedreht. Der kommt her und nimmt mich auf den Arm.

»Ist schon richtig so«, erklärte er ihm. »Bei all den Verrückten, die so rumlaufen ...«

»Ja, hast ja recht, Rudolf ...«

Wir gehen zu einer bunten Maschine an der Wand. Drei Schreibern drehten sich immer wieder und es piept, blinkt und rattert. »Das ist ein Rotomat«, meint Papa und setzt mich auf den Stuhl neben diesem Gerät und bleibt selbst davor stehen. »Weißt du, was der macht?«

»Nein. Was macht der denn?«

»Erst hol ich mal was zu trinken. Was willst du?«

»Apfelsaft?«

Er geht zum hohen Tisch, stellte sich zwischen die anderen Männer und zündet sich eine Zigarette an. Papa lacht, redet, dreht sich zu jedem, klopft mit den Händen auf das Holz. Der Mann hinter dem Tisch füllt etwas in ein Glas und bringt es zum Tisch, an dem ich sitze. »Na, kleiner Mann? Du bist der Heinrich, was?«

Ich nicke.

»Ich bin der Dragan. Wenn du was brauchst, rufst du mich.«

Sein Gesicht ist freundlich, aber ich kann nicht lange in diese dunklen Augen blicken. Es ist wie der Gang in den schwärzesten Kohlenkeller. Ich entdecke nichts dahinter. Plötzlich muss ich pinkeln. »Ich muss aufs Klo«, sage ich. Dragan zeigt mir die Toilette. Als sich die Tür hinter mir schließt, kriecht beißender Geruch in meine Nase. Ich schleiche vorsichtig um die Ecke. Im Rinnstein vor mir liegt ein Mann. Seine Hose ist nass, ein gelber Bach fließt in ein Bodenloch. Der Mann hat sich erbrochen, sagt nichts, die Augen sind geschlossen. Nur Gestank. Stille. Panik kriecht meinen Nacken hoch, die Haare stellen sich auf. Schnell verlasse ich die Toilette und renne zu Papa.

Dragan zieht den Mann am Kragen gepackt aus der Toilette, quer durch den Raum und legt ihn vor der Tür auf dem Bürgersteig ab. Die Männer lachen, ich sitze am Tisch und lausche dem Klicken der bunten Maschine. Ab und zu trinke ich einen kleinen Schluck Apfelsaft und denke an den Mann. Hoffentlich ist er nicht tot. Papa steht am hohen Tisch, redet, lacht und leert ein Bier nach dem anderen. Als mein Glas leer ist, kommt er her.

»Heinrich, wir sehen mal, was der Rotomat macht.«

»Was macht er denn?«, will ich wissen.

Er holt eine Menge Kleingeld aus seiner Hosentasche. »Er schluckt Geld«, sagte Papa.

»Und wohin geht das Geld?«

»Sehr gute Frage.« Mit dem Finger deutet er auf die Seite der Maschine. »Hier drin ist ein Kasten. Die Leute schmeißen ihre Münzen rein. Wieder und wieder«, erklärt er und tippte auf das

Metall. Es klingt dumpf. »Wenn nichts drin ist im Kasten, macht es ‚Klack‘!. Wenn aber der Behälter für das Geld voll ist, macht es ‚Klick‘. Verstehst du? ‚Klack‘ bedeutet leer, ‚Klick‘ bedeutet voll.« Ich nicke. ‚Klack‘ ist leer, ‚Klick‘ ist voll. »Wenn es Klick macht, dann spielen wir. Denn dann muss er eine Serie bringen.«

»Eine Serie? Was ist eine Serie?«

Sein Gesicht hellt sich auf. Offenbar freut er sich über die Frage. »Das ist mein Sohn. Immer neugierig. Also ...«, er nimmt mich auf den Arm und wir stellen uns direkt vor die sich drehenden Scheiben. »Hier oben in den drei Löchern müssen drei gleiche Sachen kommen, ein Clown etwa. Solange sich die Scheiben drehen, kann man hier unten die Scheiben weiterdrehen, sobald sie stoppen. Wenn es keine drei Gleiche sind, dreht man weiter. Alles klar?«

»Ja«, sage ich vorsichtshalber und überlege, was das mit dem Drehen war.

»Aber der Trick ist, nicht weiterzudrehen, wenn er voll ist«, flüsterte er in mein Ohr. »Dann bringt er die Serie schneller.« Ich ahne, dass dies sein Geheimnis war und er es nun mit mir teilt.

»Was passiert dann?«

Wieder flüstert er. »Dann können wir unseren Pullover drunter halten und gewinnen.«

Ich mache große Augen. Gewinnen hört sich gut an. »Was kann man denn gewinnen?«

Er setzt mich auf den Stuhl. »Na, Geld natürlich.«

Eine Maschine mit Geld drin. Ich denke nach. »Aber wie kommt das Geld da rein?«

Papa seufzt. »Dummerchen. Wir müssen es da reinwerfen. Sonst spielt die Maschine nicht. Aber deswegen warten wir ja, bis es Klick macht, denn das ganze Geld haben die anderen da reingeworfen. Und wir holen es raus.« Papa zwinkert mir zu und strahlt über beide Ohren. Er nimmt eine Zigarette aus der Schachtel, zündet sie an und wirft drei Groschen in den Rotomat.

»Willst du noch was trinken?«

Ich nicke.

»Edgar, du altes Arschloch«, schreit jemand. Ich kann das Rattern und Piepen nicht mehr hören. Schnell drehe ich mich um. Ein Glas klirrt, noch eins. Zwischen den Männern wird es unruhig. »Das sagst du nicht noch mal«, erwiderte einer. Vielleicht dieser Edgar. Ich sehe Papa, der zwei Schritte zurückweicht und sich unter einem Glas wegduckt, das in meine Richtung fliegt und unter der bunten Maschine zerschellt. Schnell stehe ich auf und verkrieche mich zwischen Wand und Tisch. »He! Du hättest fast meinen Sohn getroffen!«, brüllt Papa und schubst einen Mann gegen den hohen Tisch. Der holt aus und schlägt zu. Aber viel zu langsam für Papa, der sich wieder wegduckte. Dragan kommt hervorgerannt und versetzt dem Mann einen kräftigen Schlag ans Kinn. Er fiel wie ein Baum zwischen Stühle und Tisch. Ein Aschenbecher rutscht runter, zwei Gläser, die Männer johlen. Dragan hebt den Mann auf und setzt ihn auf einen Stuhl im Eck. Dann geht er wieder hinter den hohen Tisch. Papa kommt her.

»Alles in Ordnung?«

Ich sage nichts. Mir fällt einfach nichts ein. Sogar auf Toilette gehen Blase habe ich vergessen. Er zieht mich hoch und wir stellen uns vor den Rotomat.

»Papa?«

»Hm?«

»Können wir nach Hause?«

Er wirft drei Groschen in die Maschine. »Klar, gleich. Wart's ab. Bald kommt die Serie. Wir werden Glück haben, wirst schon sehen.«

Ich versuche, das Klick zu hören, dann gehen wir nach vorne zum hohen Tisch. Er setzt mich mitten drauf, zwischen Biergläser und ganz kleinen Gläsern. Dragan kippt immer wieder etwas aus einer Flasche hinein. »Was ist da drin«, frage ich Papa und deute auf ein kleines Glas.

»Schnaps«, antwortet er.

»Schmeckt das?«

»Uns schmeckt es«, ruft der Mann neben uns. »Nicht wahr, Rudolf?«

»Und wie«, bestätigt Papa.

»Ich möchte mal probieren«, sage ich. Um mich herum wird es still. Die Männer sehen mich an, dann Papa. »Bitte! Nur einmal«, dränge ich. »Bitte!«

Papa verzieht den Mund. »Na gut. Ein halbes Gläschen. Du musst es gleich schlucken. Verstanden?« Ich nicke. In meinem Bauch kribbelt es. Die Männer starren gebannt auf mich. Papa trank seines halb leer und reicht es mir. »Hier. Trinken und schlucken.«

Ich nehme das Gläschen, trink in einem Zug leer, schlucke und sofort springt mich ein Feuerdrachen an, reißt an meiner Kehle, entzündet alle Flammen, die er finden kann. Es schüttelt mich fast vom hohen Tisch runter. Papa fängt mich auf. Ich bekomme nicht mal Luft. Jeder Atemzug ist wie noch ein Schluck von diesem fürchterlichen Zeug. In meinem Bauch flogen ganze Bienenschwärme hin und her. Dann übergebe ich mich mit enormer Gewalt. Die Männer springen zurück und Papa hält mich weit von sich. Ich kotze und zapple in der Luft mit beiden Beinen, weiß nicht, wie mir geschieht. Will einfach nicht mehr sein. Auf der Stelle verschwinden, laufen, weinen. Ich denke an Mama.

Papa sitzt neben mir. Ich liege auf einem Holzbett. Mir kommt es vor, als hätte ich geschlafen. »Mein Bauch tut so weh«, stöhne ich. Papa tupft meine Stirn mit einem nassen Handtuch.

»Du hast ein paar Minuten geschlafen«, sagt er. Seine Stimme zittert. Die Tür geht auf und Dragan kommt herein mit einem Glas Cola und zwei Scheiben Brot.

»Hier. Er soll Brot essen. Saugt den Alkohol auf. Dann gib ihm Cola. Beruhigt den Magen.«

Ich lausche, was Papa und Dragan sagen, folge dabei ihren Lippen. Sie bewegen sich nicht zu den Worten. Ich erinnere mich an die Badewanne daheim. Kopf unter Wasser. Dunkel und langsam höre ich Mutter sprechen. Wie das Wasser über mir, so bricht die Angst herein. »Muss

ich ins Krankenhaus, Papa?«, frage ich leise, höre mich aber nur undeutlich sprechen. Meine Hand hebt sich, die Finger greifen nach Vaters Ärmel, ziehen daran.

»Was hast du gesagt, Heinrich?«

Ich schließe die Augen, weil mich etwas dazu zwingt. Schlafen. Als ich erwache, drücke ich mich schnell hoch. Eine Hand greift unter meinen Kopf und schiebt einen Eimer vor mich. Ich übergebe mich hinein. Es will gar nicht mehr enden. Dann kommen auch noch Tränen, sie tropfen auf das grüne Zeug. Hustend versuche ich etwas zu sagen, aber eine Hand streichelt meinen Nacken, meinen Rücken. Jemand singt leise ein Lied.

»Mama?«, frage ich in den Eimer hinein und drücke ihn weg.

»Nein«, sagt die Stimme. »Ich bin Ivona. Sieh mich an.« Mein Blick klärt sich. Sie stellt den Eimer beiseite und wischt mit einem feuchten Lappen über mein Gesicht. Ihre Augen sind grün, der Mund feuerrot, dunkle Haare. Ihr Lächeln erinnert mich an eine freundliche Figur aus Bambi.

»Was haben sie nur gemacht, diese Idioten?« Ich verstehe, dass es keine Frage an mich ist. Ihr Blick geht durch mich hindurch. Dann kehrt sie zurück und fixierte mich streng. »Warum hast du das nur getrunken?« Ich zuckte mit den Schultern.

»Papa trinkt das auch immer. Er muss sich nicht übergeben.«

Ivona schüttelte langsam den Kopf. »Dein Papa ist ein erwachsener Mann. Der kennt den Schnaps. Für dich ist das Gift«, sagt sie eindringlich und packt meine Oberarme. »Verstehst du?« Das Wort Gift sticht mitten in meinen Kopf. Gift. Muss ich jetzt sterben?

»Muss ich sterben?«

Sie blickt überrascht, dann zieht sie mich an sich und drückt fest zu. »Nein, mein Kleiner. Du hast ja alles ausgespuckt. Aber mach das nie wieder!« Sie riecht wie Mamas frisch gewaschene Wäsche. Ihre Wange ist weich und warm. Ich mag sie und schlinge die Arme um Ivona.

»Wo ist Papa?«, frage ich leise.

»Komm.«

Papa singt ein Lied. Zusammen mit allen anderen. Der Raum ist voller Qualm. Ich bekomme kaum Luft und es erinnert mich an neblige Tage, wenn draußen die Blätter gelb wurden. Ivona setzt mich neben den Rotomat. Die Scheiben drehen sich unentwegt, machen eine Pause, fangen von vorne an. »Möchtest du mal was einwerfen?«, fragt sie und zieht ein paar Groschen aus der Tasche. Ich nicke. Sie hebt mich hoch.

»Alle?«, will ich wissen.

Ivona nickt. »Mach ruhig. Wir werden Glück haben, so süß, wie du bist«, grinst sie. Also werfe ich alle Groschen hinein. Die letzte Münze fällt in den Schlitz und ich kann gleich danach Papas Klick hören. Mein Herz begann zu rasen. Wir beobachten zusammen die Scheiben, die umlaufenden Lichter. Ivona gibt mir einen Kuss auf die Backe und drückt mich fest an sich. Dann stoppt ein Clown, der zweite und ich vergesse das Geschrei und den Gesang hinter mir, vergesse

den schmerzenden Bauch. Da gibt es nur noch die Scheibe. Sie bleibt stehen. Der dritte Clown. Alles blinkt. Die Maschine dudelt ein Lied, Ivona jauchzt. Dann klackert es auf Höhe meiner Knie. Unmengen von Kleingeld landen von irgendwoher in der Schale, dann quillt sie über. Die Groschen, Fünfiger und Markstücke fallen auf den Boden. Ivona fängt an, sich mit mir im Kreis zu drehen. Sie singt ein Lied, das ich nicht verstehe. Ich sehe Papa kommen. Er schwankt und schiebt Stühle weg, die gar nicht im Weg stehen. »Heinrich!«, schreit er. »Das ist mein Sohn!« Er reißt mich von Ivona weg. Sein Atem stinkt wie das grüne Zeug im Eimer und mir wird wieder schlecht. Schnell entwinde ich mich seinem Griff, lande auf dem Boden. Überall liegen Münzen. Ivona kniet und legt alle sorgfältig in eine Schale.

»Heinrich! Wir haben gewonnen!«, ruft Papa und setzt sich neben uns auf den Boden, den Kopf an die Wand gelehnt.

»Aber Papa, das ist Ivonas Geld«, erwidere ich.

»Ivonas Geld?«, stutzt er.

»Ivona hat mir die Groschen gegeben. Dann hat es Klick gemacht«, erkläre ich.

»Na dann ...« Er schweigt und schaut auf einen Punkt vor sich. Ivona hebt mich hoch. Wir holen alle Münzen aus der Schale und legen sie auf den Tisch.

»Immer einen Groschen für dich, einen für mich. Einverstanden?«

Ich nicke. So machen wir es mit den Fünfigern und den Markstücken. Ich kann schon bis zehn Mark zählen. Ivona sagt, ich solle einfach noch mal zehn Mark zählen, solange, bis alles weg sei. Dragan stellt eine Tasse Fencheltee auf den Tisch und ich zähle wie selbstvergessen all die Münzen. Papa schnarchte mit offenem Mund. Ein kleiner Speichelfaden verfängt sich im Bart. Dann schreibt Ivona die Zahl auf einen Zettel. Wir besitzen beide 36 Mark und 70 Pfennig. Ivona wickelt mein Geld in ein Taschentuch und gibt es mir. Mein Gesicht glüht. Mama wird stolz sein auf mich. Mit der Hand streiche ich über Papas Haare.

»Papa?«

Er hört nichts. Dragan kommt zu uns und hebt ihn hoch, als wäre er ein Bleistift. Über die Schulter gelegt, trägt er ihn vor die Tür und Ivona schiebt mich hinterher. »Dragan hat ein Taxi gerufen«, sagt sie. »Das bringt euch nach Hause.« Der Fahrer drückt Papa durch die Tür auf die Rückbank. Wie ein nasser Lumpen fällt er um und ist nicht wach zu kriegen.

»Du darfst zwar nicht vorne sitzen«, sagt der Taxifahrer, »aber geht nicht anders. Wenn ich sage ‚runter‘, dann kriechst du vom Sitz da unten rein.« Er deutet auf den Fußraum. Ivona gibt mir einen langen Kuss auf die Wange, schlägt die Tür zu und wir machen uns auf den Weg. Jetzt erst sehe ich, dass es schon dunkel ist. Mama wird schimpfen. Doch in meiner Hand ist das Taschentuch. Mein Geld.

Kapitel 6

Das Wasser

»Komm«, fordert Mama mich auf, hält mir die Hand vor die Nase. »Wir fahren in die Stadt.«
Ich blinzele in die Sonne, rote Johannisbeeren kauend. Immer wieder schüttelt es mich, so sauer sind manche, und doch ungemein süß. Ich will nicht weg. Nicht jetzt. »Warum denn? Kann ich nicht hierbleiben?«

»Du bist doch morgen auf einen Geburtstag eingeladen, nicht wahr?«

Ich stutze. Bin ich das? Ach ja, bei Michael. »Aber Mama ... muss ich da hin?«

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Michaels Mutter hat dich eingeladen. Und wir haben zugesagt. Weißt du nicht mehr?« Ihre Hand schwebt immer noch vor meinem Gesicht. Ich will nicht auf diesen Geburtstag. »Außerdem holen wir noch Papa ab und fahren dann nach Dillweißenstein ins Freibad«, überrascht sie mich. »Wär das was?« Freibad? Eine Cola, Eis oder Pommes mit Bockwurst?

»Na gut«, gebe ich nach. »Aber vielleicht bin ich ja morgen krank«, ergänze ich.

Mama lacht. »Ja, vielleicht ... man kann nie wissen.«

Der 9er hält am Leopoldplatz, wir steigen aus.

»Wo ist Papa?« Mein Auge hängt am Softeis-Stand vor der Kaufhalle. Sie zieht mich auf die Straße, Busse und Autos beobachtend und antwortet nicht. »Wo gehen wir hin?«

»Na, ein kleines Geschenk kaufen. Für morgen.«

»Aber ...«

»So, kein Wort mehr jetzt. Versprochen ist versprochen.«

Ich denke an Michael. An all sein Spielzeug, das riesige Haus, in dem man sich verlaufen kann. Dass er Papa, Mama und mich ‚*arme Leute*‘ nennt und mir immer Bonbons schenken will, was ich ablehne. Warum muss ich da hin? Mama bleibt stehen und ich renne beinahe gegen die Scheibe. »Schau mal«, sagt sie und deutet auf ein kleines Holzregal hinter dem Glas mit vielen Siku-Autos drin. »Da kannst du dir eins aussuchen für Michael.«

»Michael hat schon alle Autos«, erkläre ich und sehe zu ihr auf.

»Aber doch nicht alle, die hier drin stehen, oder?«

»Ich weiß nicht.«

»Hm, welches würdest du denn nehmen?«

Ich komme nicht an diesem Geburtstag vorbei. Also zeige ich auf einen Lastwagen der Müllabfuhr. »Die Müllabfuhr, die hätte ich gerne.«

Mama beugt sich vor. »Oha! Das kostet ja zwölf Mark!«

»Ist das viel Geld?«

Sie seufzt. »Ja ... nein, na gut. Es ist ein Geburtstag. Nächste Woche bekomme ich wieder Lohn.«

Es stehen noch viel schönere Autos im Regal. Ein großer Kranwagen und eine Planierdraupe. Aber darunter große Zahlen. Eine Drei mit einer Neun und eine Vier vor einer Fünf. »Kann Papa das nicht kaufen?« Mama zieht mich ins Geschäft. Ein Mann in einer langen blauen Jacke und einem Bleistift hinter dem Ohr begrüßt uns. Als er das Wort ‚Müllauto‘ hört, grinst er mich an. »Da hat wohl jemand Geburtstag, was?« Ich schüttele den Kopf. »Na, wie dem auch sei.« Er greift in die Schaufensterauslage, beugt sich weit drüber, nimmt das Müllauto und packt es in die Schachtel. Mama zahlt. »Hier! Ein Gutsel.«

»Danke«, sage ich und nehme das rote Bonbon.

Mama steckt das Geschenk in die Tasche. »Jetzt holen wir Papa«, sagt sie.

Ich weiß, wohin wir gehen. »Ist Papa in der Mokka-Bar?«

»Ich hoffe doch.«

Die Antwort verstehe ich nicht. Wo sollte er sonst sein? Als wir eintreten, entdecke ich ihn sofort. Er steht vor dem Rotomat und lässt eine Münze in den Schlitz rollen. »He! Heinrich! Guten Tag!« ruft der Mann hinter dem großen Tisch. Es ist Dragan. Ich winke ihm zu und laufe zu Papa.

»Gewinnst du, Papa?«

Er wirft mir einen Schulterblick zu und stellt das Glas auf den Apparat. »Ja, nanu? Wo kommt ihr denn her?«

»Wir sind verabredet«, sagt Mama. »Du hast gesagt, wir sollen um eins kommen.«

»Und es ist schon eins?«, wundert er sich.

»Fünf nach.«

Papa kratzt sich den Kopf, dann trinkt er das Glas leer. »Was machen wir jetzt noch mal?« Mama setzt sich und hebt mich auf ihren Schoß. Sie antwortet nicht sofort, also schweige ich auch. Papa nimmt sich den Stuhl gegenüber.

»Rudolf, wir wollten heute ins Freibad. Ich habe deine Badesachen dabei.«

Seine Augen wandern durch die ganze Mokka-Bar. Er denkt nach. »Stimmt«, sagt er dann. »Also gehen wir. Aber ...« Der Automat an der Wand tickert, die Scheiben stoppen für einen Moment und drehen sich dann weiter.

»Hat es ‚Klick‘ gemacht?«, frage ich gespannt.

»‘Klick‘?«, wiederholt Mama erstaunt. Bevor ich das erklären kann, fällt mir Papa ins Wort.

»Ah, du weißt doch, Hilda ... sag bloß, das hab ich dir noch nicht gezeigt?«

»Nein.«

»Wenn der Geldbehälter voll ist, gibt es einen hellen Ton und er muss auszahlen. Da kann man ordentlich gewinnen. Ist er leer, dann hört sich das dumpf an.«

»Und nur Papa kennt das Geheimnis«, vollende ich das Geheimnis der Maschine.
Mama seufzt und schüttelt den Kopf. »Ich will nicht, dass du Heinrich so Zeug bebringst.«
Papa steht auf. »Also gehen wir.«

Das Nagoldbad ist voll. Überall Erwachsene, Kinder, Sonnenschirme, Bälle und viel Geschrei. Ich fühle mich unwohl. Zu viele Menschen, Augen, Arme. Keine Ruhe. Keinen Platz im kleinen Becken. Ich sitze drin, das Wasser reicht bis zur Brust. Mamas ziehen Kinder hindurch, die Hände unter dem Bauch. Schwimmen lernen, sagen sie dazu voller Freude. Arme so, Beine so, Kopf hoch. Das Mädchen neben mir versteht es nicht, schluckt eine Menge Wasser und hustet. Dann entdecke ich unter ihr eine schimmernde Wolke. Das Wasser wird wärmer und ich springe schnell auf, klettere aus dem Becken und laufe zu unserem Handtuch.

»Was ist?«, fragt Papa. »Schon fertig?«

»Das Mädchen hat ins Wasser gepinkelt«, stelle ich fest.

»Kommt schon mal vor«, erwidert er.

»Ich will das aber nicht.«

»Na, dann musst du ins große Becken ...«

»Meinst du, die Großen pinkeln weniger ins Becken?«, unterbricht ihn Mama.

Papa sieht sie an. Dann zeigte er auf die Nagold, die ein paar Schritte vor uns vorbeifließt.

»Dann baden wir halt im Fluss«, schlägt er vor. Für eine kurze Zeit schauen wir auf das, was da an uns vorbeizieht. Braune Schauminseln, manche so groß wie ein Auto. Am gegenüberliegenden Ufer versammeln sie sich. Ab und zu wirbelt ein Windstoß den Schaum auf und er verfängt sich in Blättern und Ästen. »Na ja«, sagt Papa. »Vielleicht gehen wir doch besser ins große Becken.« Er legt den Perry Rhodan aufs Handtuch und trinkt einen Schluck Bier. »Warum kannst du eigentlich noch nicht schwimmen?«, fragte er die Flasche und stellt sie ab.

»Wer?« Mama sieht ihn erstaunt an.

»Na, Heinrich.«

»Es hat ihm noch niemand beigebracht«, erklärt sie mit sonderbarem Ton. »Aber du darfst das gerne tun.« Papa schaut mich an. Dann springt er auf und schnappt meine Hand.

»Komm, Sohnemann. Jetzt bringe ich dir das Schwimmen bei.«

Ein starkes Kribbeln rollt durch mich hindurch und mündet in Bauchweh. »Ich will aber nicht, Papa.«

»Ach was.« Er hebt mich hoch, vor seine Brust, und rennt zum Tiefbecken, neben den kleinen Sprungturm, stellt sich an den Beckenrand und sieht mich an. »Jeder Mensch kann schwimmen. Ganz automatisch. Wir waren ja mal alle Fische und haben das nicht vergessen.« Ich wusste nicht, dass ich mal ein Fisch war.

»Aber, Papa ...«

Er wirft mich in hohem Bogen von sich weg. Ich sehe alles um mich herum sehr langsam vorbeiziehen, so deutlich und klar, als hätte ich zehn Augen und Ohren. Jedes Geräusch, jede Stimme, jedes Blinzeln steigert die Deutlichkeit immens. Die Farben werden intensiver, die Linien scharf wie Messer. Arme und Hände nach oben gerichtet, weiß ich, dass ich schreie, höre mich aber nicht. Dann durchbreche ich die Wasseroberfläche und gleite langsam in die Tiefe. Die Klarheit verschwindet. Alles was ich über mir sehe, schillert, verschwimmt zu Wirbeln, bis es sich beruhigt und ich immer tiefer sinke. Die Welt ist blau, leise, ein paar Luftblasen steigen auf. In mir pocht etwas, doch ich vermag es nicht zu hören, nur zu spüren. Die Welt schweigt, so wie ich es mir immer wünsche, sie löst sich auf. Es gibt nur noch Wasser. Dann landet ich auf etwas Hartem und ein dumpfes Geräusch, ein Schatten nähert sich. Es ist Mama. Langsam schiebt sich ihre Hand meinem Arm entgegen. Ein Ruck und wir steigen auf, erreichen die schillernde Fläche und durchbrechen sie erneut. Ich begreife nicht, was passiert ist. Mama sagt meinen Namen. Immer wieder. »Heinrich! Heinrich, sag was!« Sie schlägt auf meine Backe.

»Aua, Mama! Was ist denn?«

Ihre Augen schließen sich für einen Moment. Sie schiebt mich vor sich her zum Beckenrand. Papa holt mich raus und kniet dann vor mir. »Alles klar, kleiner Mann?«

Ich nicke. »Was ist passiert?« In meinen Erinnerungen finde ich nur das Handtuch, Mama und Papa, wie wir auf die Nagold starren. Dann ... Papa, wie er sagt, wir wären alle Fische gewesen. Ich bin aber nass. Warum war ich im Wasser? Mama klettert aus dem Becken, packt meine Hand, zieht mich hoch.

»Komm, Heinrich, eine Bockwurst wartet auf uns.« Wir lassen Papa zurück. Verwirrt wie ich bin, denke ich nicht weiter drüber nach. Eine Bockwurst mit Brötchen und Senf ist schließlich etwas Besonderes.

»Au ja«, freue ich mich.

Jemand ist unter Wasser und weder ein Rudern mit beiden Armen noch das Strampeln mit den Beinen bewegt diesen Jemand von der Stelle. Nicht nach oben und nicht sonst wohin. Die Panik kommt wie ein Hammerschlag. Ein Schrei folgt. Schweiß. Das bin ich? Heinrich!, ruft eine Frau. Es ist Mama. Ihre Hand kriecht schneckenartig durchs Wasser, erreicht mich aber nicht. Ich ertrinke. Wieder und wieder. Und das tut weh. Bis ich begreife, dass Mama mich schlägt und schüttelt wie eine Tüte Kakaomilch. »Wach auf, Heinrich! Nur ein schlechter Traum«, ruft sie. Ihr Gesicht direkt vor meiner Nase. Der milde Atem, Mamas Duft, ein wenig Licht im Zimmer vom Flur. Sie liegt neben mir und trocknet mit einem Tuch meine Stirn.

»Scheiße«, höre ich sie sagen und erschrecke.

»Scheiße sagt man nicht, Mama. Hast du mir verboten.«

Sie holt tief Luft, atmet aus. Wie ein frischer Wind, der meine Stirn kühlt. »Entschuldigung«, flüstert sie. »Das ist mir so rausgerutscht.«

Ich überlegte, was passiert war. So wie Papas laute Rufe in den Bergen als Echo widerhallen, so vernehme ich immer noch diesen Schrei in mir. Mein Herz klopft und eine kalte Hand quetscht meinen Bauch.

»Was hast du denn geträumt?«, will Mama wissen.

»Da ist jemand unter Wasser und kann sich nicht bewegen. Und du kommst dann, aber ganz langsam, und dann ...«, es schnürt mir die Kehle zu, »bin ich auf einmal nicht mehr da.« Der Kloß löst sich und ich weine. Sie zieht mich an sich. Ihre Finger streifen durch meine Haare, immer wieder und immer auf demselben Weg. Langsam und stetig. Bis ich einschlafe.

Ich werde kaum wach, so müde fühle ich mich. Alles ist feucht vom Schweiß. Die Bilder fegen durch meinen Kopf und verblassen wie Nebel, den die Sonne auflöst. Die Angst bleibt und ich rede nicht viel. Mama spricht kein Wort mit Papa, der nach kurzer Zeit sagt, er müsse arbeiten und dann geht. Kurz vor Mittag steckt sie mich in die Badewanne. Ich liebe die Badewanne. Doch dieses Mal ist es anders. »Haare waschen«, sagt Mama und drückt mich nach hinten, um meinen Kopf unter Wasser zu tauchen. Etwas in mir wehrt sich mit aller Kraft, lässt mich aufschreien, Mamas Hand wegdrücken. Schnell richte ich mich wieder auf.

»Nein!«, rufe ich und sie starrt mich verstört an. Eine Zeitlang schweigt sie, plätschert mit den Fingern im schaumigen Wasser. Dann nimmt sie ein Sandförmchen.

»Heinrich, ich mach dir einen Vorschlag«, sie lächelt. »Nimm du das Förmchen, gieß dir Wasser über den Kopf wie du magst. Und ich warte, bis du fertig bist. Dann wasche ich deine Haare und du nimmst wieder das Förmchen und spülst alles weg. Ich tippe mit dem Finger dahin, wo noch Seife ist. Sollen wir das so machen?«

Ich entdecke den kleinen Eimer im Schaumberg unter dem Wasserhahn, hole ihn und tauche ihn ein. »Prima«, freut sich Mama. »Mit dem Eimer geht das noch viel besser.« Mit Schrecken denke ich ans Schwimmen lernen und gieße Wasser über meinen Kopf. Würde ich das jemals schaffen? Als wir fertig sind, reibe ich die Augen ein paar Mal und sehe Mamas Hinterkopf vor dem Beckenrand. Ein paar ihrer langen Haare hängen ins Wasser. Ich lausche. Sie weint leise, schnieft kaum hörbar. Mit den Händen forme ich ein Schiff und lasse es in den Schaum fahren. Was soll ich tun?

»Mama? Muss ich nicht bald gehen?«, sage ich nach einer Weile. Es wird kühl im Wasser.

»Ja, du hast recht. Es wird Zeit«, flüstert sie, dreht sich um und trocknet ihre Tränen mit dem Handtuch. Dann zieht sie den Stöpsel, trocknet mich in der Wanne und hilft beim Anziehen. Ein letzter Blick, die Haare gekämmt und die Sandalen an. Aus der Küche holt sie einen Strauß.

»Nimm die Blumen mit und gib sie Michaels Mama. Schließlich hat sie viel Arbeit mit euch und das ist unser Dankeschön.«

»Ja, mach ich, Mama.«

Die Blumen in der rechten Hand, Blüten nach unten, das Geschenk auf der linken Seite, so mache ich mich auf den Weg. Michael wohnt in der Sonnenbergstraße, zwei Straßen unterhalb von Omas Haus. Sein Papa ist ein berühmter Architekt, hat Onkel Heinz vor einigen Tagen erklärt. Ich war mit Michael im Kindergarten. Während ich in die Volksschule kam, schickte seine Eltern ihn in eine Privatschule. So jedenfalls erzählte das Onkel Heinz. Ich weiß nur, dass ich nicht dort hin will. Aber Einladung ist Einladung, sagt Papa. Und wir sind zwar arm, aber nicht unhöflich.

Um Michaels Haus steht eine sehr hohe Hecke. Von drinnen kommt Kindergeschrei. Ich bin versucht umzukehren. Aber wie soll ich das erklären? Also klinge ich notgedrungen. Michaels Mutter begrüßt mich. Ich halte ihr den Strauß vors Gesicht und sie lächelt, aber über ihren Augen ziehen sich die Brauen zusammen. Falten entstehen. Wie bei Oma, wenn sie nicht weiß, was sie von dem halten soll, was ich ihr erzähle. Zögernd nimmt sie mir die Blumen ab.

»Ähm, ja, das wäre aber nicht nötig gewesen.«

»Meine Mama sagt, sie haben ja auch viel Arbeit mit uns.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Na, wie man's nimmt. Wir haben eine Zugehfrau. Die hat alles gebacken und gekocht, weißt du?«

»Oh«, erwidere ich. Eine Zugehfrau? Was soll das sein?

»Komm rein! Alle sind draußen im Garten.«

Als wir an der offenen Küche vorbeikommen, legt sie den Strauß auf eine große Platte. Mitsamt dem gelben Papier. Nur ein kleiner Farn schaut heraus. Draußen auf der Terrasse steht ein großer Holztisch mit zwei übervollen Kuchenplatten, dazu Kerzen, Kakao, Schüsseln voller Gummibärchen und Colaflaschen von Haribo. Ein Paradies.

»Sohnemann! Komm! Heinrich ist da und will dir ein Geschenk geben!«

Michael kommt angerannt, stoppt kurz vor mir. »Alles Gute«, sage ich und streckte die Hand aus. Er haut mir kurz gegen die Handfläche und packt das Geschenk. »Danke«, erwidert er, reißt das Papier auf und mustert den kleinen Karton ganz genau. Zu meiner Überraschung legt er die Schachtel auf einen Stuhl und hüpfte zu den anderen Kindern.

»Was ist es denn für ein Geschenk?«, höre ich Michaels Mutter hinter mir.

»Ein Müllauto«, antworte ich, hebe es hoch und vor ihr Gesicht.

»Hm, na, das ist doch schon mal was. Ich glaube, so eins hat Michael schon, aber etwas größer. Schau mal da hinten.« Sie zeigt auf einen Sandkasten am Hauseck. Da steht ein großes Müllauto mit Mülleimern und sogar einem Abfallhaufen. »Leg es doch einfach dazu«, bittet sie mich, setzt sich auf einen großen Plastikstuhl, zündet eine Zigarette an und bläst den Rauch in den blauen Himmel. Ich stelle die Schachtel vor dem Sandkasten ab und setze mich an den Tisch.

Warum bin ich hier, frage ich mich im Stillen. Das Bild von mir auf dem Boden des tiefen Beckens fällt mir ein. Eine Welt des Schweigens. Mutters Hand, so nah und doch so fern. Plötzlich kommen die Tränen. Schnell wische ich mit den Pulloverärmeln über mein Gesicht.

Michaels Mutter ruft alle an den Tisch. Wir sind zwölf Jungs und zwei Mädchen. Ich bin eingekeilt, was mir gehöriges Unbehagen bereitet. So wie ich es verstehe, besuchen alle außer mir die Privatschule, deshalb beschließe ich zu schweigen und Kuchen zu essen. Michaels Mutter führt einige Zauberkunststücke vor, und alsbald schickt sie uns vom Tisch weg, um ihn abzuräumen. Warum, ist mir nicht klar. Ich hätte gerne noch ein Stück Käsekuchen gegessen, traue mich aber nicht, das zu sagen. Also setze ich mich auf die Sandkastenumrandung und spiele mit dem großen Müllauto. Die Eimer begeistern mich. Sie funktionieren wie bei der richtigen Müllabfuhr. Füllen, einhängen, entleeren. Ich vergesse die Zeit und blicke erst wieder auf, als ein fremder Junge vor mir steht.

»Wie heißt du eigentlich?«, will er wissen.

»Heinrich.«

»Du bist aber nicht bei uns auf der Schule«, stellt er fest.

»Nein, in der Sonnenhofschule«, antworte ich wahrheitsgemäß. Er denkt nach.

»Ist das da oben bei den ganzen neuen Häusern?« Ich nicke und leere den Mülleimer aus.

»Das ist die Doofenschule«, erklärt er und geht. Was meint er mit *Doofenschule*? Ratlos starre ich auf mein Geschenk, das immer noch ungeöffnet neben dem Sandkasten auf dem Boden liegt. Warum will Michael mein Geschenk nicht? Könnte ich es vielleicht wieder mitnehmen und damit in Omas Garten spielen? Durch meine Gedanken hindurch sehe ich mehr und mehr Füße vor mir auftauchen.

»Ist das der aus der Doofenschule?«

»Hat er gesagt.«

»Das ist Heinrich«, erklärt Michael. »Der war bei mir im Kindergarten.«

»Der ist bestimmt zu doof, sonst wäre er ja bei uns.«

Jemand stupst mich von der Seite an. »He! Warum sagst du eigentlich nichts? Kannst du nicht reden?« Einige lachen. Ich starre auf die Steinplatten vor mir. Da ist es wieder. Mein Bauchweh. Wohin könnte ich verschwinden?

»Auf der Doofenschule müssen sie erst reden lernen.«

»Kinder, Kinder!«, tönt die Stimme von Michaels Mutter aus dem Haus. Sie kommt mit schnellen Schritten raus. »Lasst mal den kleinen Heinrich in Ruhe. Er kann ja nichts dafür, dass seine Eltern kein Geld haben für eine bessere Schule. Ihr müsst einfach mal mit ihm spielen. Dann werdet ihr schon sehen, dass er genau so ist wie ihr.«

»Nee, ist er nicht«, sagt einer. Ich blicke auf und entdecke, wer das gesagt hat. Alles in mir zieht sich zusammen, mündet in einem Punkt. Meiner Wut. Ein Kern aus Flammen und ich stelle mir vor, wie es wäre, diesen Jungen jetzt sofort umzuhauen. Michaels Mama schnappt sich meine Hand und zieht mich ins Haus.

»Heinrich, also Kinder können ziemlich furchtbar sein, nicht wahr?« Sie setzt mich auf einen Hocker am hohen Tisch, der die Küche vom Wohnzimmer trennt. »Fühlst du dich unwohl?« Ich

nicke. »Das kann ich verstehen. Bleib einfach hier bei mir in der Küche«, sagt sie mit einem Lächeln. »Soll ich deine Mama anrufen, dass sie dich abholt?«

»Wir haben kein Telefon. Sie müssen bei den Nachbarn anrufen. Die gehen dann rüber.«

Sie stutzt. »Kein Telefon?« Ich sage ihr die Nummer und sie erledigt das Telefonat. Dann stellt sie ein Glas Orangensaft vor mich auf den hohen Tisch. »Hier, trink das mal. Frischer Orangensaft ist immer gesund.«

»Danke.«

Mit einem großen Schluck, versuche ich die Wut zu beseitigen. Im Augenwinkel entdecke ich den Blumenstrauß. Immer noch eingewickelt. Der Farn hängt runter. Es dauert lange, bis es klingelt und statt Mama steht Papa im Flur. Er redet mit Michaels Mutter und hat seinen Blaumann an, Fensterleder und Wischer in den Beintaschen. Der Junge vom Sandkasten stellt sich neben mich. »Wer ist das denn?«, fragt er.

»Mein Papa«, antworte ich und spüre seinen Blick.

»Ist der irgendwie Mechaniker oder so?«

»Fensterputzer.«

Er sagt nichts mehr und geht weg. Papa winkt mich zu sich. »Hallo Sohn! Bedanke dich bei Michaels Mama und sag ‚Auf Wiedersehen‘.«

»Vielen Dank und auf Wiedersehen«, komme ich der Aufforderung nach.

»Bestens. Doof darf man sein, aber nie unhöflich, sage ich immer«, meint er zu Michaels Mama und tätschelt meinen Kopf. »Und jetzt gehen wir.«

»Äh, ja, danke, dass du hier warst, Heinrich«, verabschiedet sie sich.

Auf dem Nachhauseweg pfeift er ein Lied, raucht eine Zigarette und ich beschließe, nie wieder auf so einen Geburtstag zu gehen.

»Papa?«

»Ja, mein Sohn?«

»Ich werde nie wieder auf einen Geburtstag gehen.«

Er lacht und schnippt die Zigarette weg. »Wieso das denn?«

»Ich habe keine Lust ausgelacht zu werden. Außerdem bin ich nicht doof.«

»Aha, sie haben dich ausgelacht. Warum?«

»Weil ich auf der Doofenschule bin.« Er nimmt mich auf den Arm und sieht mich an.

»Warst du wütend?«

»Und wie.«

»Das ist gut. Beim nächsten Mal kannst du dem der das gesagt hat, ruhig eine reinhauen.«

»Aber Mama hat mir verboten, mich zu prügeln«, erwidere ich.

»Papperlapapp! So was lassen wir uns nicht gefallen, oder?« Er sieht mich herausfordernd an. Was soll ich tun? Was Mama sagt, ist mir wichtiger. Ich fühle, dass sie recht hat.

»Und wenn dann ein paar kommen und alle auf mich gehen?« Papa lachte laut. Er lässt mich wieder auf den Bürgersteig hinab und wir gehen weiter.

»Merk dir, Heinrich! Wenn vier oder fünf auf dich losgehen, schlägst du so wild um dich, dass mindestens zwei oder drei mit ins Krankenhaus gehen.«

»Ah, aber ...«

»Kein aber«, ordnet er an. Schweigend marschieren wir die Staffel hoch. Ich weiß nicht, was ich von all dem halten soll. Eines jedoch fühle ich tief unten im Bauch. Papa ist mir fern und Mama nah. Aber ist das richtig?

Kapitel 7

Das Schweigen

Ich komme früh von der Schule. Ausnahmsweise mal keine Verfolger unterwegs. Oma liegt auf der Couch, hat die Augen zu. Opa ist ebenso wie Mama arbeiten. In der Küche ist alles sauber. Mehr als sauber. Also erledige ich die Hausaufgaben. Sätze schreiben. In der Schule ist es schön. Die Blumen sind nicht alle gelb. Manchmal kann es regnen. Oma kommt in die Küche und sieht über meine Schulter.

»Das machst du gut, Heinrich.«

»Hat meine Lehrerin auch gesagt, Oma. Aber ich brauch das nicht. Ich kann schon alles schreiben.«

»Üben ist immer gut. Wer viel übt und fleißig ist, bringt es weiter als andere«, erklärt sie.

»Dann hat Papa aber nicht viel geübt.«

Die Kopfnuss trifft mich unvorbereitet. Der Stift fällt mir aus der Hand und rutscht übers Blatt. Ein Strich ist auf den Sätzen. Oma zieht das Heft weg, reißt die Seite heraus. »So! Noch mal von vorne anfangen«, befiehlt sie.

»Ja, Oma«, murmle ich kleinlaut und setze den Stift wieder aufs Papier. Dann fangen die Sirenen an zu heulen. Elf Uhr. Probealarm, erklärte Opa eines Tages. Erst Fliegeralarm, dann ABC-Alarm, dann Entwarnung. Oma schiebt mich beiseite, stürzt unter den Küchentisch und kriecht zur Eckbank. Sie hält sich die Ohren zu und öffnet den Mund. Opa sagt, ich solle sie lassen und abwarten. Das geht vorüber. Hast du keine Angst, Opa?, wollte ich damals wissen und wunderte mich. ‚Ich war in Russland. Da hab ich die Angst vergessen‘, erklärte er vielsagend. Ich überlegte. Vor was hatte ich Angst? Spinnen. ‚Vielleicht kann ich die Spinnenangst auch mal vergessen, Opa. Was meinst du?‘ Er hat gelacht.

Als ich den Bleistift spitze, verstummen die Sirenen. Ich krabbele unter den Tisch und ziehe Oma hervor. »Ich hab Hunger, Oma. Was gibt es heute?« Sie blickt durch mich hindurch. Vielleicht auf die Tür hinter mir oder noch weiter weg.

»Tut mir leid, ich war zu müde, um zu kochen. Soll ich dir ein paar Arme Ritter machen?«

»Ist gut, Oma.«

Ein Stoß gegen meine Brust und ein Bein hinter mir. Ich lande auf dem Teer des Bürgersteigs. Split drückt sich in meine Handflächen. Keine Zeit für Schmerz. Ein Strahl Urin plätschert neben meinen Kopf in den Rinnstein. Ein zweiter Strahl folgt. Lachen und Schimpfworte. Nie mein Name. Vielleicht wissen sie ihn gar nicht, wollen ihn gar nicht wissen. Er interessierte sie nicht. Was mein Vater tut, das wissen sie.

»He, Sohn vom dreckigen Fensterputzer!«, johlen alle. Wie viel sind ‚alle‘ an diesem Tag? Ich weiß es nicht. Manchmal vier, dann wieder fünf Jungs, können aber auch mal sechs sein. Je nach

Lust und Laune. Größer und älter. Was sonst. Mit ihren Händen an meinen Füßen, an meinem Hals, dem Schlag in den Magen. Sie drehen mich auf den Bauch. Mir wird schlecht. Die gelbe Pisse läuft langsam den Rinnstein entlang, nimmt eine verdorrte Tannennadel mit sich, Staub, den Dreck des Sommers.

»Los! Leck das auf!«, befehlen die Stimmen. Tue ich nicht! Niemals! Wo sind die Erwachsenen? Die Frauen und Männer? Die Omas und Opas, die hier wohnen. Auf einem anderen Planeten? Ein Knie im Rücken, Finger um meinen Nacken. Jetzt kommt der Schmerz.

»Trink, du Sau!« Ich bin zu schwach, den Kopf oben zu halten. So wandert mein Mund in den Rinnstein. Zu Dreck und gelber Pisse. Es gibt keinen Ausweg. Ich gebe auf und lecke dieses ekelhafte Zeug. Mir ist es egal. Ab jetzt. Es entsetzt sie.

»Der leckt ja wirklich!«

»Boah, die Sau!«

»Dreckiger Fensterputzersohn!«

Ich spüre tief in mir das Entstehen einer ungeheuerlichen Magmakammer. Das Licht der Welt erblicke ich in diesem Augenblick ein zweites Mal. Nicht die Welt der Siku-Autos, der sonntäglichen Spaziergänge, der saftigen Kirschen auf den Bäumen meines Onkels. Ich werde wiedergeboren in eine Welt aus Wut. Es folgt ein Tritt an meine Schläfe. Fast verschwindet das Licht um mich herum. Helles Pfeifen füllt meinen Kopf. Die Stimmen entfernen sich. Lachen. Johlen. Ich bin langweilig geworden.

Auf dem Tisch stehen Arme Ritter. Mal wieder. Oma spült das Geschirr. »Was ist passiert?«, will sie wissen und lässt alles Wasser aus dem Steingutbecken ablaufen.

»Bin hingefallen.«

»Zeig mal die Hände.«

Ich dreht die Handflächen nach oben. Dunkelblau angelaufene Striemen, kleinen Gräben gleich, an deren Enden steckt Split. Oma kratzt ihn mit dem Fingernagel raus. Das treibt mir die Tränen in die Augen. Aus einem Schrank holt sie ein braunes Fläschchen. Ich ahne Unheil. »Bitte nicht, Oma!«, flehe ich. »Es geht schon wieder.«

»Doch«, sagt sie harsch, fixiert eine Hand und kippt Jod drüber. Ich schreie auf. Schon folgt die nächste. »Das muss sein. Wenn es sich entzündet, wird es viel schlimmer!« Ich verstehe es nicht. Was kann schlimmer sein als Jod? Oder Pisse lecken? »Jetzt iss dein Mittagessen. Dann mach Hausaufgaben.«

»Ja, Oma«, sage ich und denke darüber nach, wie ich eine Gabel oder den Stift halten soll. Also esse ich mit den Fingern.

Samstag. Mama hilft Papa etwas zu putzen. Ein Büro oder so was. Sie sind einfach nicht da. Oma schickt mich nach draußen. Ich plündere ihren Garten, ziehe ein paar Möhren aus der Erde,

ein Kohlrabi, rupfe Petersilie ab und setze mich neben die Stachelbeeren. Die Ameisen tragen emsig allerlei Fundsachen in ihren Bau. Etwas abseits kämpft so ein Winzling mit einer Wespe. Niemand verprügelt ungestraft eine Ameise. Tut er es dennoch, fallen deren Freunde in Massen über den Störenfried her. Das gefällt mir. Nach der ausgiebigen Mahlzeit zupfe ich noch zwei Handvoll der prächtigen Stachelbeeren und mache mich auf den Weg zu Markus. Er wohnt nur einige Minuten entfernt. Ein Klacks, wie Papa immer sagt. Aber der Klacks hat es in sich. Mein Blick ist stets wachsam. Jede Garageneinfahrt, jeder Busch im kleinen Park, überall können sie lauern. Die großen Jungs, denen so langweilig ist, dass sie mich zu ihrem Spielzeug auserkoren haben. Das Glück ist auf meiner Seite. Bei Markus angekommen, klinge ich Sturm. Der Türöffner summt. Noch bevor ich im zweiten Stock bin, höre ich die Schreie seines Vaters. Wir werden wohl draußen spielen müssen. Vor der Wohnungstür stoppe ich und luge durch den Spalt. Markus kleiner Bruder steht im Halbdunkel.

»Markus ist auf Klo«, flüstert er.

Ich nicke. Drinnen zerbricht Glas. Eine nicht minder laute Frauenstimme droht, mit Kind und Kegel die Wohnung zu verlassen. Endgültig. Jemand rennt und stößt gegen etwas. Markus' Bruder drückt sich an die Wand. Dunkelgrüne Tapete mit gelben Streifen. Mehr Löcher als Streifen. Dann hört es sich an, als wäre der Teufel persönlich am Werk. Das Klatschen der Schläge versetzt mich in Panik. Markus taucht auf und schiebt seinen Bruder durch die Tür. »Wir müssen ihn mitnehmen, sonst ist er der nächste.« Wir fliehen in die warme Sommerluft. Hinaus ins wundervolle Licht unterm blauen Himmelszelt. Darauf hoffend, dass die großen Jungs nicht ebenfalls zum Spielplatz wollten.

Ich höre Mamas Schlüssel in der Tür. Sie kommt in den ersten Stock zu Oma und Opa. »Endlich Feierabend«, seufzt sie und begrüßt uns. Opa und ich sitzen vor dem Fernseher und blicken gespannt, wie Captain Kirk sich wohl aus dieser misslichen Lage befreien wird, in die er reingeraten ist. Mamas Hand streicht über meinen Kopf. »Gehen wir runter, Heinrich?« Ich will protestieren und lieber weiter den Sehnsuchtsort auf dem Bildschirm betrachten. Aber ihr Blick ist leer, die Bewegungen langsam. Mamas Hände zittern leicht. Sie sagt ‚Hilfe‘ und schweigt doch.

»Ist gut, Mama.« Ich gebe Opa einen Kuss. Er dreht sich nur halb, denn Spock taucht auf. »Adé, Opa. Bis morgen.«

»Adé, Heinrich. Gute Nacht.«

Wir gehen in den Keller. Einliegerwohnung. Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer in einem Raum. Gemütlich eng. Mama stellt Schwarzbrot auf den Tisch, ein paar Scheiben Käse, Gewürzgurken. Still verstreicht sie Butter, stoppt und schaut mich an. Dann macht sie weiter. Das Schweigen sinkt wie ein dunkler Theatervorhang auf uns herab. Die Luft wird knapp. Ich denke an so viel.

Kann so wenig sagen. »Kommt Papa nicht?«, platze ich raus. Mama holt mit der Gabel eine Käsescheibe und legt sie langsam aufs Brot. »Mama?«

»Doch, doch«, nickt sie. »Bald ... später.«

»Wo ist er denn? Noch arbeiten?« Ich weiß, dass Mama nie lügt. Für sie sind Lügen das Allerschlimmste, das Menschen sich antun können. Ihr Blick verändert sich. Das Leben kehrt zurück, als wir uns in die Augen sehen.

»Er ist trinken mit seinen Kumpels.«

Ich bin froh, Mama zu haben. Sie ist meine Insel im weiten Ozean.

»Mama? Darf ich was fragen?«

»Natürlich. Alles.«

Mein Mut löst sich in Luft auf. Kehrt aber zurück. Eine Gewürzgurke hin und her drehend, versuche ich krampfhaft an Markus zu denken. »Können wir Markus helfen?«

»Was ist mit Markus?«

Nun ist es raus. Obwohl ich Markus versprochen habe, nie etwas zu irgendjemandem zu sagen. Ich fange an zu weinen und erzähle. Gar nicht mehr aufhören kann ich. Mama steht auf und setzt sich neben mich. Den ganzen Tag ist Markus' Papa daheim, berichte ich. Er schickt alle in den Keller zum Bier holen und Markus' Mutter mit einem Schlag auf den Boden. Manchmal schafft sie es nicht von der Küche ins Bad, kommt nur bis in den dunklen Flur und setzt sich zum Weinen auf den Hocker. Wir kaufen für sie ein. Und Robert schleicht durch die Wohnung, von einem dunklen Eck ins nächste. Wir müssen Markus helfen! Mama drückt mich und blickt ins Leere. Weit, weit weg. Ein Ruck geht durch ihren schmalen Körper.

»Wir werden es versuchen, Heinrich.«

Das tut Mama. Zuerst beim Pfarrer. Der legt es in Gottes Hände. Bei der Polizei. Keine Anzeige, keine Polizei, sagt die Uniform vor uns. Mama erklärt mir ‚Anzeige‘. »Wir zeigen an, dass da jemand schlägt. Also muss auch jemand kommen«, widerspreche ich dem Polizisten. Er lächelt gütig, dann schiebt er uns zur Tür hinaus. »Und jetzt?«, frage ich zweifelnd. Mir ist nicht klar, ob Erwachsene wissen, was sie reden und tun.

»Wir gehen zu Markus' Mama«, sagt sie mit fester Stimme. Mir rutscht das Herz in die Hose. Das Versprechen habe ich schon gebrochen und nun wird alles rauskommen. Schon wieder schleicht das Bauchweh an mich heran. Sie trägt mir auf, herauszufinden, ob Markus' Mama an irgendeinem Tag in der Woche etwas unternimmt. Das ist nicht schwer. Einmal im Monat geht sie samstags zum Friseur. Markus und Robert dürfen mit, bekommen ein Eis oder fahren in den Wildpark. Mama sagt: Finde heraus, wann dieser Samstag ist, indem du fragst, ob du mitgehen kannst. Und dann rede so oft vom Wildpark, und wie gerne du mal hingehen würdest, dass Markus' Mama gar nicht anders kann, als dorthin zu gehen.

Dieser Samstag kommt, und ich darf mit. An diesem Tag wartet Mama im Park, folgt uns, und als wir die Wildschweine fütterten, Markus' Mutter auf der Bank sitzt und raucht, nimmt Mama neben ihr Platz. Wir drei drehen uns um, die grunzenden Schweine im Rücken. Sie drücken ihre Steckdosennasen gegen unsere T-Shirts. Ich blicke auf den Boden, will gar nicht wissen, was Markus jetzt denkt. Doch es gibt keinen Ärger, keine Wut. Mama spricht unentwegt, umarmt Markus' Mutter. Die beginnt zu weinen. Ich sehe kurz zu den Schweinen und staune. Warum starren die uns alle an?

Papa sei nun anders, sagt Markus ein paar Wochen später. Seine Mutter, er und Robert wohnen bei der Oma. Der Papa komme jeden Tag mit Blumen und Geschenken, so Markus in der Schule. Nun sei alles wieder gut. Sie gehen alle drei wieder zurück. Es dauert nur ein paar Tage, dann will ich nicht mehr zu meinem einzigen Freund gehen, denn es ist noch viel schrecklicher als zuvor. An nicht wenigen Tagen fehlt Markus. Und mein Schulweg wird ebenfalls nicht sicherer. Aber inzwischen spüre ich die Dresche so gut wie nicht mehr. Pisse trinken täusche ich durch Schlürfgeräusche und ein stetes Auf und Ab der Zunge vor. Zudem puste ich in die gelbe Brühe. So sieht es aus, als lecke ich das Zeug auf. Ein Hund kann das nicht besser. Doch die großen Jungs lassen sich neue Dinge einfallen. Eines Tages ziehen sie mich in einen großen Haselnussbusch. Innen ist er wie eine Höhle. Platz für alle, von außen kaum einsehbar. »Hose runter«, befiehlt der Größte. Ich schüttele den Kopf. Auf keinen Fall. Sie fackeln nicht lange, halten mir den Mund zu, ziehen Hose und Unterhose runter und drücken mich bäuchlings auf den Boden. Es wird ruhig. Sie flüstern. Kichern. Ich denke selten an Gott. Aber in diesem Moment wünsche ich ihn bei mir. Oma beteuert, schwört, dass es ihn gibt, betet neben mir am Bett, wenn das Fieber mich schüttelt. Er hatte wohl gerade auf der anderen Seite der Welt zu tun als jemand ein raues, hartes Etwas in meinen Hintern schiebt. Ich presse einen Schrei in die Hand vor meinem Mund und klemme die Backen so fest zusammen, wie ich nur kann. Aber es tut um so mehr weh. Der Schmerz ist mächtiger als alles und legt eine samtene Nacht über mich.

So erwache ich. Auf dem Bauch. Alleine in diesem Haselnussbusch. Jede kleinste Bewegung versetzt mir schmerzende Stiche und fürchterliches Brennen am Hintern. Ich begreife, dass dort noch etwas steckt. Langsam taste ich die Stelle ab. Ein Zweig. Mir wird so schlecht, dass ich mich übergeben muss und vielleicht ist das auch mein Glück, denn jedes Mal, wenn es mir hochkommt, kann ich den Zweig ein Stück herausziehen. Da ist Blut in meiner Hand und auf dem Boden. Panik steigt auf. Ich denke an Krankenhaus, ziehe die Hosen hoch und stolpere nach Hause. Daheim setze ich mich auf die Toilette, sage immer wieder laut ‚Aua‘ und drücke ausgiebig auf die Spülung. Oma kommt rein. »Oma, das hat so weh getan. Der war ganz hart«, lüge ich.

»Wie lange warst du schon nicht mehr auf Klo?«

»Ich weiß nicht.«

Meine Wangen glühen.

»Du hast Verstopfung. Ich gebe dir Milchzucker.«

»Ich glaube, es blutet«, sage ich leise.

»Zeig.« Oma biegt mich nach vorne und drückt meinen Hintern in alle Richtungen. »Ja. Da ist Blut. Wasch dir den Po in der Wanne mit warmem Wasser. Dann mach ich dir Hametum-Salbe drauf.« Ich nicke und fühle eine tiefe Wut aufsteigen. In meinem Kopf ist das Bild eines Vulkans. Mama hat von ihm erzählt. Vesuv, heißt er und hat auf einen Schlag eine ganze Stadt ausgelöscht. Ich will dieser Vesuv sein.

Den ganzen Morgen sitzt Markus neben mir und starrt aus dem Fenster. Ich schubse ihn, wenn die Lehrerin seinen Namen aufruft und eine Antwort erwartet. Wenn sie nicht aufpasst, flüstere ich die Lösung in sein Ohr. Ich weiß nicht, was in seinem Kopf passiert. Was er denkt. Ob er mich nicht mehr mag. Markus schweigt. »Gehen wir zusammen nach Hause?«, frage ich nach der Schule. Er nickt. Fünfzehn Minuten Schweigen. Die Sonne verdampft den Regen der Nacht. Die Pfützen trocknen langsam und die Vögel baden ausgiebig darin. Markus sagt nichts. Wir erreichen die Kreuzung. Er muss nach links, ich nach rechts. Dann höre ich deutlich schnelle Schritte, Johlen, Schreie.

»He! Dreckiger Fensterputzer!« Dieses Mal sind es sechs.

»Lauf!«, rufe ich und schubse Markus weg. Aber er bleibt stehen und starrt den Berg hinauf, der heranrückenden Meute entgegen. Meine Beine wollen fliehen und doch gehe ich nicht von Markus' Seite. »Markus ...«, dann sind sie heran, umkreisen uns wie Geier, ziehen Gürtel aus ihren Hosen. Je zwei halten uns fest. Die Gürtel werden zu Peitschen. Metallene Schnallen ziehen Striemen auf unseren Gesichtern. Wir pressen Augen und Lippen zu. Es brennt wie verrückt. Ich rieche Blut. Dann ein ‚Achtung!‘ und die Tortur stoppt. Sie lassen von uns ab, schubsen uns zu Boden. Von der Seite sehe ich laut fluchend Oma kommen. Sie rennt so gut es in ihrem Alter und mit den steifen Schuhen geht. Die sechs Jungs lassen sich nicht beeindrucken. Im Gegenteil. Oma wird im Laufschrift umkreist. »Alte Schachtel!«, rufen sie. »Komm doch!«

Markus und ich stehen auf und ich fühle den Vulkan, die aufsteigende Magma. Wenn sie noch im Vulkan ist, heißt sie Magma, sagte Mama, denn dann weiß keiner von ihr. Sie ist unsichtbar. Erst wenn sie hervorbricht, wird es Lava. Meine Wut ist unbeschreiblich. Ungeheuerlich. Ich bekomme Angst vor ihr und stürme in die Runde der Sechs. Entgegen ihrer Laufrichtung. Der Aufprall wirft einen um. Gegen den nächsten springe ich und schlage ihm mit all der ausbrechenden Lava die Brille auf dem Gesicht entzwei. Splitter drücken sich in meine Hand, seine Haut, in Wange, Stirn, Nase. Er brüllt auf und fällt auf die Knie. Ich vergesse mich und wer ich bin. Vier bleiben übrig. Starren. Stehen wie angewurzelt. Mein Schuh landet im Magen eines weiteren. Er knickt ein.

»Heinrich!« Oma zieht mich am Kragen zurück. Ich tobe. Markus Blick trifft mich. Er rennt auf mich zu und umarmt Oma und mich. Seine Tränen laufen über mein Gesicht. All die Lava verpufft. In meiner Hand stecken zwei Scherben. Das Blut tropft auf die Straße. Niemand sagt etwas.

Ich bekomme keinen Ärger. Nicht von Mama und Papa. Der meinte: Richtig so, Sohnemann! Wenn sie auf dich losgehen, musst du mindestens zwei oder drei mit ins Krankenhaus nehmen! Er täuscht ein paar Boxerschläge an. Mama verdreht die Augen und nimmt mich auf die Seite, streicht über meine geschwollenen Wangen, die Krusten auf Stirn, Nase und untersucht die Schnittwunden. »Tut es noch weh?«

Es tut verflüxt weh. Ich schüttele den Kopf. »Tut nicht weh«, sage ich.

»Richtig so«, freut sich Papa.

Mama schiebt mich ins Bad und reibt die Wunden mit einer Salbe ein. »Heinrich«, sie setzt sich auf den Toilettendeckel und stellt mich vor sich, »ich möchte das nicht noch mal erleben. Ich habe Angst um dich. Verstehst du das?« Nein. Aber ich nicke. »Du bist erst acht Jahre, aber schon ziemlich kräftig. So stark ...«, sie kneift meinen Oberarm, »du kannst ganz leicht jemandem sehr weh tun.«

»Sie haben mir weh getan! Und Markus!« Oma fällt mir ein. »Und sie haben Oma ausgelacht!«

»Ja, das haben sie und bestimmt ist da noch mehr passiert, von dem ich nichts weiß. Oder?«

Ich werde rot. Das ist ihr Antwort genug. »Beim nächsten Mal kommst du gleich zu mir. Und ich werde mit dir zu den Eltern der anderen Kinder gehen.«

»Mama«, ich denke an Markus. »Markus und Robert sind aber wieder daheim. Da sind wir auch hingegangen und jetzt ist es viel schlimmer als vorher.«

Sie senkt den Kopf, vielleicht sieht sie meine dreckigen Socken. Oder sie weiß keine Antwort. Mein Herz pocht heftig. Als sie mich wieder anblickt, hat sie eine Menge Tränen in den Augen, die langsam über die Sommersprossen in ihrem Gesicht laufen. »Ich weiß, Heinrich. Ich weiß.« Sie presst mich an sich. Wir halten uns fest.

Zwei Wochen vor den Sommerferien klingelt es am Samstagmorgen. Opa öffnet und ruft meinen Namen durchs Treppenhaus. Als ich die Kellertreppe hochstürme, steht Markus vor mir. Robert an der Hand.

»Hallo! Toll! Können wir spielen?« Sie sagen nichts. Beide zusammen waren noch nie zu Besuch und Markus nur ein paar Mal, weil sein Vater ihn nicht zu anderen Leuten lassen will. Als ich darüber nachdenke, spüre ich, dass etwas nicht stimmt. Mama kommt die Treppe hoch.

»Was ist? Wer ist es denn?« Sie entdeckt die beiden und lächelt. »Das ist aber schön. Kommt mit. Ich mache euch einen Kakao.« Sie dreht und geht runter. Wir folgen schweigend. Ein dicker

Kloß wächst in meinem Hals. Als wir am Tisch sitzen, mustert Mama unsere Gesichter. Die Tassen bleiben unberührt. Kleine Pulverinseln drehen sich auf der Milch.

»Was ist los, Markus? Du kannst alles erzählen, das weißt du.«

»Wir ziehen weg«, sagt er unvermittelt. Mitten hinein in mein Herz. Ich erstarre. Mama lässt sich nichts anmerken. Ihr Lächeln ist wie eine Sonne über kaltem Nebel.

»In eine andere Stadt?«, hakt sie nach. Markus nickt.

»Nach Bochum, sagt Papa. Dort gibt es Arbeit. Dann wird alles besser.«

»Und wann zieht ihr um?« Mama ist unermüdlich. Ich will das gar nicht wissen und trinke einen Schluck Kakao.

»Am ersten Ferientag«, sagt Markus.

»Wo ist Bochum?«, fragt Robert.

»Das ist im Ruhrgebiet. Man muss etwa vier Stunden mit dem Auto fahren«, weiß Mama. Ich stehe auf und gehe raus in den Garten, setze mich auf die Wiese und zerdrücke Gänseblümchen. Da wächst schon wieder Wut in mir. Warum? Ich weiß es nicht. Mama kommt, Markus und Robert an der Hand. Sie setzen sich mir gegenüber. Nichts geschieht. Die Sonne wandert langsam ums Haus. Der Schatten erreicht uns. Einen nach dem anderen. Ich wünsche mir, der Boden möge sich unter uns auftun. Vielleicht gibt es dort unten eine andere Welt. Aber Mama zieht uns alle an sich heran, umarmt uns wie eine Schlingpflanze den Jägerzaun meines Onkels. Jeder bekommt einen Kuss auf die Stirn. »Alles wird gutgehen«, flüstert sie.

Kapitel 8

Das Mädchen

Das Mädchen steht mit seiner Mutter am Eck zur Bekstraße. Sie reden in seltsamem Deutsch darüber, welcher Weg der beste zur Schule sei und als ich schon fast an ihnen vorbei bin, spricht die Frau mich an.

»Du, warte doch mal.« Niemand sonst ist auf der Straße, also meint sie wohl mich und ich bleibe stehen. »Bist du auch auf der Sonnenhofschule?« Ich nicke. »Aha«, sagt sie und schaut zu dem Mädchen. »Siehst du? Da ist schon jemand, mit dem du zusammen zur Schule gehen kannst.« Ich erwidere nichts, warte und weiß nicht genau, was ich nun tun soll. Das freundliche Gesicht der Frau verscheucht meine Zweifel. »Wie heißt du?«, will sie wissen.

»Heinrich.«

»Heinrich ... das ist ein sehr alter Name. Wie schön.« Sie deutet auf das Mädchen. »Das ist meine Tochter Patricia. Und ich bin die Jeannes.« Sie sagt ‚Schann‘. Diesen Namen habe ich noch nie gehört. Ich wundere mich über ihre Art zu sprechen. ‚Heinrich‘ hört sich sehr seltsam an. Sie sind bestimmt nicht aus Pforzheim. »Komm, Heinrich, ich gehe mit euch beiden zur Schule. Du zeigst uns den Weg. Einverstanden?«

»Das mach ich.«

Jeannes nimmt die Hand ihrer Tochter. Wir überqueren die Straße zum Naumann-Weg. Ab hier stehen nur neue Häuser. Flach, weiß und eines wie das andere. Nach ein paar Metern reicht mir Patricias Mama die Hand. Sie ist voller Sommersprossen. Ich greife zu. »Wir kommen aus Frankreich«, sagt sie. »Aus dem Elsass. Warst du schon einmal in Frankreich, Heinrich?«

»Nein, noch nie.«

Ich ziehe an ihrer Hand und lenke uns auf den Fußweg zwischen die Häuser.

»Gehst du jeden Tag denselben Weg?«, fragt sie.

»Ja. Meine Mama hat gesagt, ich soll immer denselben Weg gehen, damit sie weiß, wo ich bin, wenn sie mir entgegenlaufen möchte.«

»Siehst du, Patricia? Tu iras à l'école avec Heinrich tous les jours maintenant. D'accord?« Ich staune. Was für einen schönen Klang diese Worte haben. Patricia nickt, schweigt aber. »Das war Französisch, Heinrich. Patricia kann noch nicht so gut Deutsch ...« Sie blickt sich um. All die gleich aussehenden Häuser, Autos, Straßenschilder. »Sag mal, Heinrich ... wie wäre es, wenn ihr ab morgen jeden Tag zusammen zur Schule geht? Du kannst Patricia abholen. Würdest du mir diesen Gefallen tun?«

Ich höre Jeannes Worte, die sanfte Stimme, blicke auf meine Sandalen, die gelben Strümpfe, spüre ihre warmen Finger, wie sie meine kleine Hand umschließen und fühle mich neben ihr in einer schützenden Seifenblase. »Ja, das mach ich gerne.«

Jeannes lässt kurz los, streichelt meine Haare, dann schnappe ich wieder die Sommersprossen.
»C'est merveilleux. Merci beaucoup, Heinrich. Vielen Dank.«

Was für schöne Worte! Wir überqueren die Carl-Schurz-Straße.

*

Stolz erzähle ich Mama von Patricia und ihrer Mutter ‚Schann‘, und dass die Familie aus dem Elsass käme, Patricias Mama Frau Reinhardt gebeten hätte, ihre Tochter neben mich zu setzen und wir nun zusammen in die Schule gehen. »Sie reden Französisch und Deutsch, stell dir vor, Mama.«

Sie grinst. »Dann hast du jetzt eine Freundin, nicht wahr?« Ich werde rot. Die Hitze steigt in meine Wangen und Mama lacht. »Das ist doch nicht schlimm, Heinrich. Markus ist weggezogen und ich finde es gar nicht gut, dass du niemand mehr hast. Jetzt kannst du Patricia helfen Deutsch zu lernen und hast jemand zum Spielen. Das ist toll.«

Ich finde das auch toll, bringe es aber nicht raus, will lieber in den Boden versinken, wegen meiner roten Wangen.

»Macht ihr zusammen Hausaufgaben?«

»Ja«, bestätige ich. »Frau Reinhardt hat gesagt, ich soll mit Patricia nach den Hausaufgaben immer noch eine halbe Stunde extra üben.«

»Also gehst du heute schon dorthin?«

Ich werde ganz nervös. Denke ans Spielen, an Patricias Mutter und den schönen Klang dieser anderen Sprache. »Wenn ich darf, Mama?«

»Aber natürlich darfst du«, meint sie. »Warum auch nicht? Wo wohnen sie denn?«

»Im Haus neben dem alten Doktor, der immer Klavier spielt.«

Sie überlegt kurz. »Gut. Dann viel Spaß, Heinrich.«

Es brennt mir unter den Sohlen und ich mache mich auf den Weg. Das Haus ist eine Straße unter der unseren. Ich muss nur wenige Meter laufen, schon bin ich dort. Vom Gebäude selbst sieht man wenig. Eine hohe Hecke mit sehr breiter Garageneinfahrt. Die Haustür ist seitlich eingebaut und als ich zum ersten Mal klinge, öffnet ein großer Mann mit schwarzen zurückgekämmten Haaren und einer sandfarbenen Uniform. Eine Menge bunter Streifen auf Schultern und Brust. Er lächelt ein kleines bisschen und hebt seine flache Hand an die Stirn.

»Bonjour, mon général«, sagt er mit tiefer Stimme. Das war wohl Französisch.

»Guten Tag. Ist Patricia da?«

»Mais oui, aber ja doch. Komm rein.« Er macht Platz und ich gehe hinein. »Du musst Heinrich sein«, stellt er fest. Er spricht mit fester Stimme und ist wesentlich größer als mein Papa. »Geh nur vor«, fordert er mich auf. »Patricia ist in der cuisine.« In der Kwisin? Ah! Er meint die Küche. Dort entdecke ich sie am Tisch mit Schulbüchern und ein paar Heften. »Patricia, ma petite fille!«, ruft ihr Papa hinter mir. Seine Schritte hören sich an wie Schläge mit dem Hammer auf einen Steinboden. »Heinrich ist hier. Jetzt wird gelernt.«

Sie schaut auf und strahlt. »Allô, Heinrich. Wie geht es dir?«
»Gut«, antworte ich und setze mich neben sie. Wir legen los, rechnen, schreiben, lesen, reden.
Fast vergessen wir das Atmen.

An einem der letzten Sommerabende holt Mama mich bei Patricia ab. Wir sitzen am Tisch und büffeln Deutsch, indem ich ihr einen Satz aus der ‚Artus-Sage‘ vorlese und sie ihn dann wiederholte. Ich höre Mamas Stimme an der Tür, dann steht sie mit Jeannes plötzlich in der Küche.

»Bitte, setzen Sie sich doch. Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, vielen Dank, Sie kümmern sich doch schon genug um Heinrich.«

Jeannes winkt ab und wir hören auf zu lesen. Patricia knufft mich unterm Tisch an den Oberschenkel. Ich grinse das Buch vor mir an.

»Und Heinrich kümmert sich um Patricia. Ihr Deutsch ist schon viel besser geworden«, freut sich Jeannes. Ich mustere beide, Mama und Jeannes. Sie haben wohl gleich viel Sommersprossen und fast dieselbe Haarfarbe. Ich stelle mir vor, wie schön es wäre, Patricias Eltern als Tante und Onkel zu haben statt meines Onkels, der mich dauernd mit Spinnen ums Haus jagt.

»Heinrich hat erzählt, dass ihr Mann Soldat ist?«

Jeannes nickt. »Er ist Colonel bei den Husaren. Aber in der Kaserne sind momentan keine Wohnungen mehr frei, also hat die Garnison das hier gemietet ...« Sie zeichnet mit dem Finger ein paar Kreise auf den weißen Tisch. »Ich bin froh, dass wir hier wohnen und Patricia auf diese Schule geht. Französisch kann sie bei uns lernen, aber wir finden, es ist wichtig, auch Deutsch zu können«, erklärt sie. »Ich weiß nicht, ob sie das verstehen«, setzt Jeannes nach.

Mama nickt unmerklich. »Ich kann das sehr gut verstehen. Ich glaube, Heinrich weiß gar nicht, dass er auch ein paar Worte Französisch spricht, wie alle hier im Badischen.«

Ich staune. »Wirklich, Mama?«, platzt es aus mir heraus. »Was denn?«

»Na, wenn Oma meint, du sollst von der Straße runter, sagt sie: Geh hoch aufs Trottoir, oder? Und wenn sie sich nachmittags hinlegen will, jagt sie dich vom Canapé. Stimmt's?«

Patricia sieht mich überrascht an und Jeannes lacht. »Mein Mann und ich wünschen uns, dass Patricia und Heinrich einmal zu den Menschen gehören, die diese furchtbare Erbfeindschaft begraben.«

Mamas Augen werden groß. Sie sagt nichts, aber legt die Hand auf Jeannes Finger, die wieder Kreise auf der Tischplatte fahren. Ich wünsche mir in diesem Augenblick, hier einziehen zu können. Ein Zimmer neben Patricia, meine Mama und Tante Jeannes am Frühstückstisch, wie sie lachen und abwechselnd Deutsch und Französisch reden. »Danke«, sagt Mama leise und ihre Augen werden feucht. »Gehen wir, Heinrich?« Ich nicke und packe die Schulsachen in den Ranzen.

Die Obstbäume im Garten bekommen von Tag zu Tag mehr gelbe Blätter. An einem dieser Tage klinge ich bei Patricia. Jeannes öffnet und kniet sich vor mich. »Guten Morgen, Heinrisch. Heute musst du alleine gehen. Patricia ist krank. Sie hat Fieber und einen ganz roten Rachen.«

Das trifft mich. Krank? Schnell ziehe ich den Schulranzen ab, öffne ihn und nehme die Blechdose mit den Birnenschnitzen raus.

»Bitte. Meine Oma sagt, Birnen sind gesund.«

Jeannes sieht mich an. »Aber nein, Heinrisch. Du musst ja auch gesund bleiben.«

»Ich bin gesund«, erwidere ich und halte die Dose hin. »Für Patricia!«

»Also gut. Sie wird sich freuen. Vielen Dank.« Jean nimmt mir die Dose ab und drückt einen Kuss auf meine die Stirn. Ich fühle mich sogleich wie Superman, grinse und verschwinde Richtung Schule.

Nach dem Unterricht will ich sofort Patricia einen Besuch abstatten. Aber dazu ich müsste vorher Oma Bescheid geben, überlege hin und her. Kann ich Oma warten lassen? Aber wie lange? Vielleicht gibt es ja auch bei Patricia was zu essen? Doch ich komme nicht mehr dazu, darüber nachzudenken. Am Ende der Staffel zum Naumann-Weg warten die großen Jungs. Es sind nicht die Üblichen, sondern die ganz Großen. Zwei davon kenne ich, weiß, wo sie wohnen. Sie nehmen mich in die Mitte, klemmen mich ein und die Angst rauscht wie ein Wasserfall durch mich hindurch. Dann schubsen sie mich mal in die eine, dann in die andere Richtung. Schließlich marschieren sie los, ich mittendrin, keine Möglichkeit zur Flucht. In der Emilienstraße drängt die Truppe mich in die kleine Seitenstraße am Hang und dort zwischen zwei Büsche. Der eine zieht mir den Schulranzen vom Rücken. Dann mustern sie mich.

»Heinrich«, beginnt schließlich der eine von ihnen. »Du kennst uns doch?« Ich nicke. »Du weißt, wir machen keinen Spaß. Oder?« Wieder nicke ich, bekomme einen Klaps ans Ohr.

»Reden. Nicht nicken. Kapiert?«

»Kapiert«, bestätige ich.

»Gut. Pass auf!« Er hebt den Finger. »Wir wissen, du hast eine neue Schulfreundin. Patricia heißt die. Wir möchten, dass du mit ihr in den Wald gehst ...«

»In den Wald? Warum?« Es gibt einen Klaps aufs Ohr.

»Du kennst doch die alte Burg im Wald, die Kräheneck, oder?«

»Ja, kenne ich.«

»Sehr gut. Du sagst Patricia, dass du ihr mal die alte Burg zeigen möchtest. Jetzt am Samstag. Dann geht ihr dorthin und mehr musst du nicht machen. Ist doch einfach. Oder?«

»Ja, das ist einfach.« Meine Angst überschlägt sich. Ein Purzelbaum nach dem anderen. Ich kann kaum sprechen vor lauter Aufregung. »Aber warum in den Wald?« Sie lachen.

»Mensch, du Doof«, sagt einer der unbekanntenen Jungs. »Findest du nicht, dass sie ein besonders schönes Mädchen ist?«

»Ich weiß nicht«, antworte ich zögernd. Wieder lachen sie.

»Na, du bist halt noch grün hinter den Ohren. Aber wir wollen ja nix schlimmes. Sie soll sich mal ausziehen, und wir schauen sie uns an. Das war es dann. Ist doch nicht schlimm, oder?«

Ich spüre, wie sich meine Blase entleert. Mein Gesicht explodiert förmlich unter der Glut in meinen Wangen.

»Igitt!«, rufen alle. »Du Drecksau! Hosenpisser!« Dann greift sich einer meinen Hals, klammert die Finger drum und drückt zu. »Wenn du jemandem was sagst, bist du tot. Verstanden?«

Ich bringe keinen Ton heraus. Nur noch Tränen. Sie stoßen mich um und verziehen sich. Wie lange ich da liege, weiß ich nicht. Irgendwann höre ich Oma meinen Namen rufen. Ich stehe auf und gehe ihr entgegen.

»Ich gehe heute nicht in die Schule«, sage ich zu Mama als sie mich wecken will. Sie schaut mich fragend an.

»Warum nicht? Ist dir nicht gut?« Ihre Hand fühlt meine Stirn. »Na, vielleicht ein bisschen Temperatur. Ich geh zu Oma, das Thermometer holen.« Mama verschwindet, ich ziehe die Bettdecke über den Kopf, fühle mich zwischen hohen Mauern eingekesselt. Der Druck ist nicht auszuhalten. Ich übergebe mich. Als sie wiederkommt, seufzt sie und trägt mich ins Bad. »Also doch krank«, stellt sie fest. »Eine Magen-Darm-Grippe. Na, ich mach dir gleich einen Fencheltee.« Den Schlafanzug legt sie ins Waschbecken und weicht ihn ein. Mich säubert sie mit dem Waschlumpen. Als sie über mein Gesicht wischt, fange ich an zu weinen. Mama setzt sich vor die Badewanne und zieht mich auf ihren Schoß, streicht durch meine Haare, legt ein Badetuch um uns, aber sie sagt nichts. Das ist es, was ich mag. Doch nichts ist nah bei mir, alles weit weg, jeder Atemzug von ihr, die Finger streicheln eine andere Person. Das bin nicht ich. Wohin ist alles verschwunden? Wie ein Fremder stehe ich neben uns und sah dabei zu, was passierte. Dort unten im Bauch dieses Jungen entdeckte ich tiefe Angst und einen Knoten aus Stein, schwer wie ein ganzes Haus. Alle Gedanken dieses Jungen kreisen nur noch um ein Bild. Das eines nackten Mädchens im Wald, begafft von großen Jungs. Das ist endgültiger Verrat. Der kleine Heinrich wünscht sich zu sterben. Sommersprossige Finger streicheln diesen Jungen in den Schlaf.

Schweiß, ein Raum ohne Türen, die Wände kommen auf mich zu, darin große Augen, und ich nackt, neben Patricia, die mich kratzt und tritt, aber ich kann mich nicht bewegen, nur sprechen, auf Deutsch und sie auf Französisch. Wir verstehen uns nicht. Dann stehen wir auf einer Straße und Hände greifen nach uns. Ich ziehe Patricia in den Straßengraben, aber der wird immer größer. Weiter und tiefer, mit jedem Schritt, den wir hinein tun. Schließlich rutschen wir. Ich will sie halten, aber es reißt uns in eine Endlosigkeit. Ich erbreche und Patricia schüttelt mich, dann verschwindet ihr Bild und Mamas Gesicht ist unmittelbar vor meinem.

»Heinrich, was ist denn los?«

Sie hebt mich aus dem Bett und wir gehen ins Bad. Ausziehen, Schlafanzug einweichen. Papa kommt, gähnt und nimmt mich Mama ab. »Bring ihn bitte ins Zimmer, Rudolf. Zieh ihm einen neuen Schlafanzug an.« Er nickt und es geht zurück ins Zimmer. Bettdecke und Kissen sind zerwühlt, voller gelber Flecken.

»Na, da hast du dir aber ordentlich den Magen verdreht«, meint er und setzt mich auf den Stuhl. Aus der Schublade meiner Kommode versucht er einen Schlafanzug zu holen, aber sie klemmt und Papa ruckelt wie wild daran. »Scheißdreck!«, flucht er. »Kommt davon, wenn man alles selbst baut und kein richtiges Werkzeug hat.« Ich sah ihn und doch nur die Wand dahinter. Das Foto einer Dampflokomotive. Groß, schwarz und voller Kraft arbeitet sie sich über die Gleise. Fast kann ich all die Geräusche hören. Sie wollen mich töten, denke ich und kann niemand rufen. Weder Superman noch Batman. Alle leben nur in den Heften und siegen auf Papier. Mama und Papa wären dann ohne mich und ich ohne sie. Wieder kullern die Tränen ohne anzuhalten an mir herunter. Papa reißt den Knauf von der Schublade ab. »So ein Dreck!«, ruft er und Mama kommt mit einer Tasse Tee. Sie starrt uns entgeistert an, atmet tief ein und schaut kurz an die Decke. Ihre Lippen bewegen sich. Stille Worte. Dann wechselt sie das Bettzeug. Ich spürte Kälte kommen.

Mama spricht mit jemand. Es ist dunkel. Im Zimmer und vor dem Fenster. Das Licht geht an und ich entdecke einen Mann, Mama hinter ihm stehend. Er öffne eine große Tasche und zieht ein Horchgerät heraus. Ein Doktor. »Hallo, Kleiner«, sagt er. »Weißt du, was das ist?« Er hebt das Horchgerät hoch. Ich nicke, sagte aber nichts. Warum ein Doktor? Ich bin doch gar nicht krank.

»Das nennt man Stethoskop. Damit kann ich hören, ob in dir drin alles in Ordnung ist.« Mama stellte ihm den Stuhl hin. Er setzt sich, schiebt die Decke zurück, mein Oberteil zum Hals. »Jetzt schaue ich mal, was da ist. Du musst ganz still sein.« Ich bin ganz still. Er setzt das Horchgerät auf meine Brust. Es ist eiskalt und ich zucke zusammen. Dann klopft er hier und da, schiebt es von links nach rechts. »Jetzt bitte tief einatmen!« Er lauscht. »Und wieder ausatmen.« Wir wiederholen es ein paar Mal, danach drückt er mit den Fingern auf meinem Bauch herum und misst Fieber. Mit den Fingern presste er eine Falte auf meiner Hand, hält sie kurz und lässt los. Schließlich packte er alles ein, steht auf und stellt den Stuhl weg.

»Du bist kerngesund«, meinte er. »Auch im Magen blubbert nix, der Darm ist ruhig, kein Blinddarmreiz, die Lunge frei, das Herz pumpert zu meiner vollsten Zufriedenheit. Kein Fieber, keine glasigen Augen. Ich kann beim besten Willen nichts entdecken.« Für einen Moment starrt er an die Decke, dann dreht er sich und schiebt Mama vor sich her aus dem Zimmer.

»Jetzt schlaf erst mal und trink den Fencheltee«, sagt er im Hinausgehen. Das Licht brennt und ich schaut auf die Lokomotive. Mama und der Doktor sprechen leise. Dann höre ich die Tür und es wird still. Drei Tage bin ich nun schon daheim und weiß weder ein noch aus. Ob man durch denken an den Tod sterben kann? Ich versuche an diesen Tod zu denken. Aber mir fällt auf, dass

ich gar nicht weiß, wer dieser Tod ist. E ein Mensch? Wie soll ich an etwas denken, von dem ich nicht weiß, wie es aussieht?

Es ist Freitag. Mama bringt mich in den ersten Stock zu Oma und geht zur Arbeit. Es gibt Fencheltee, eine warme Bettflasche auf dem Bauch und als Oma saugt, schlafe ich ein. Opa ist an diesem Tag arbeiten. Als ich aufwache, sitzt Oma neben mir, stopft Socken und Opas Hosen.

»Ich weiß gar nicht, wie man solche Löcher in seine Hosen reißen kann«, sagt sie und zeigt mir, was sie meint. Für mich ist das nur ein Loch. Oma schüttelt den Kopf. »Nur Arbeit hat man mit den Männern.« Nichts von dem, was sie sagt oder tut, bleibt in mir hängen. Alles rast wie ein D-Zug ohne Halt durch einen Bahnhof. Ich sehe hinterher, ohne etwas tun zu können. Mir fehlen die Tränen. Das denke ich, während Oma näht. Kann man plötzlich ohne Tränen sein? Nur noch mit rumpelnden Schmerzen im Bauch, einem klopfenden Herz voller Angst? Oma steht auf und streckt sich. »Ich muss mich hinlegen, Heinrich«, sagt sie stöhnend. »Kannst du ein bisschen alleine hier liegen?«

»Ja, Oma. Kann ich.«

»Mir tun so die Füße weh ...« Sie geht aus dem Wohnzimmer und dann höre ich die quietschenden Federn ihres Betts nebenan. Bald darauf ein leises Schnarchen. Ich stehe auf und mache die Tür zu, setze mich an den Tisch und zähle die Löcher in Opas Socken. Wie in Papas Schraubstock die Backen, so nähert sich Patricias Gesicht meinen Gedanken von der einen Seite und die Hand des Jungen um meinen Hals von der anderen. Es gibt keinen Ausweg. Nichts, wohin ich flüchten kann. Erneut sehe ich den Jungen neben mich treten. Körperlich. Er blickt mich traurig an. Dann lacht er mich aus und ich verblasse zusehends, löse mich einfach auf. Die Finger dieses Jungen spielen mit Omas Nadeln und steckt er eine dieser Nadeln in seinen Unterarm steckt. Einfach so. Rein und wieder raus. Noch mal hinein. Der Junge spürt nichts. So wie Oma mit der Stricknadel prüft, ob der Kuchen fertig ist. Noch eine Nadel. Die dritte, größere Nadel, in die Ellbogenbeuge. Eine in den Oberarm. Niemand mehr muss den verblässenden Jungen quälen, denn das tut er schon selbst und spürt dabei noch nicht mal was. In Omas Nähkasten gibt es viele Nadeln. Eine lange steckte er durch die Hose in den Oberschenkel und die nächste wandert in den Bauch – und diese kribbelt. Ganz so, wie es kribbelte, wenn man mit dem Bus über eine Straßenkuppe fährt. Ein schönes, sanftes Kribbeln. Der Junge lehnt sich an den Stuhl und schließt die Augen. Vielleicht gibt es ja gar keine Schmerzen? Vielleicht ist er schon tot. Nur durch nachdenken. Der Junge zieht alle Nadeln heraus und steht auf, verlässt das Wohnzimmer, schaut kurz nach der alten Frau, dann läuft er hinunter in die Kellerwohnung. Er weiß, dass dort auch ein Nähkästchen steht.

Langsam holt er die braune Holzkiste aus dem Schrank, klappt sie auseinander und entdeckt die Nadeln in einem Stoffkissen. Damit geht er ins Bad, stellt sich auf den Holzschemel und sieht

den Jungen, der er nicht mehr sein will. Ein blasses Kind mit geröteten Augen und flachsblonden Haaren. Ein anderer. Ein Fremder. Keinesfalls jener, der sich am Waschbecken hält und Nadeln in den Bauch steckt. »Ich hasse dich«, sagt der vor dem Spiegel und wünscht sich, das Bild dort drin möge weinen oder Schmerzen haben. Wenn es nicht im Bauch weh tut, dann vielleicht im Hals. Doch auch diese Nadel fährt ins Fleisch und da ist nicht viel mehr als ein Kitzeln. Der davor lacht und dieses Nichts im Spiegel weiß nicht, wie ihm geschieht. »Na warte!«

Mit Wucht schlägt der Bub davor den Arm des fahlen Jungen im Spiegel auf die Kante des Waschbeckens. Ein zweites Mal und noch ein Schlag hinterher. So fest, dass in seiner Vorstellung alles brechen muss. Jeder Knochen. Wie der Donner auf den Blitz, so folgt der Schmerz nach einem Atemzug mit grellem Leuchten und reißt beide zu Boden, gefangen zwischen Wut und Ohnmacht. Ein Spiel im Zimmer, mit Papa. Licht an, Licht aus. Das Licht bleibt aus.

Als ich wach werde und in jedem Winkel ein Pulsieren spüre, weiß ich, dass dies meine Befreiung ist. Ab heute werden die Nadeln Bruder und Schwester sein. Das hat der andere Junge mir zugeflüstert. Ich stehe auf und ziehe sie aus meinem Fleisch. Jedes Ziehen ein kribbelndes Vergnügen. Draußen scheint die Sonne. So hell und klar. Schnell wasche und trockne ich alles ab und verstaue die Kiste wieder. Meine Kiste. Ich gehe in Omas Garten. Alles um mich herum hat sich verändert, ist so scharf gezeichnet, dass ich meine, bisher nur geschlafen zu haben. Und noch etwas weiß ich.

Mama kommt von der Arbeit und holt mich bei Oma. Wir gehen schweigend in den Keller und sie packt die wenigen Lebensmittel aus, die sie auf dem Heimweg bei Edeka gekauft hat. Viel Fencheltee und Zwieback. Sie setzt sich neben mich, legt ihren Arm um meine Schulter und sieht mir tief in die Augen. »Weißt du, was der Doktor noch gesagt hat?«

»Nein. Was denn?«

»Er meinte, vielleicht läge es an der Schule. Eventuell hättest du Ärger und dein Körper reagiert auf diese Art.« Sie mustert mich eindringlich. »Deswegen frage ich dich nun, ob da was dran sein kann? Hast du Ärger?«

Ich nicke. »Ja, ich habe Ärger«, gebe ich zu und denke an heute Morgen. Es gibt keinen Schmerz mehr. Und so erzähle ich Mama alles von Anfang bis Ende. Sie sackt mehr und mehr in sich zusammen und wird immer bleicher. Am Ende meiner Erzählung schweigt sie eine lange Zeit und kratzt ihre Finger, bis sie rot sind. Dann steht sie auf, zieht mich an mit und wir gehen schnurstracks zu Patricia. So endet meine kurze Freundschaft mit ihr. Zwar gehen Jeannes, Mama und ich am selben Abend zu der Mutter des mir bekannten Jungen, aber sie wirft uns hochkant raus. Dies täte ihr Sohn niemals! Die Aussage eines kleinen Dreikäsehochs gegen die Aussage von vier Jugendlichen! Was könnte da schon dran sein? Zu viel Fantasie? Wir zogen wieder ab

und nach diesem Vorfall wechselt Patricia die Schule. Bald darauf ziehen sie weg. Wohl zurück in die Kaserne. Ich muss wieder alleine den Schulweg gehen.

Kapitel 9

Der verlorene Opa

»Heinrich?«

Die Deckenlampe blendet mich. Ein dickes Sandkorn drückt gegen das Augenlid und ich kratze es weg. Es klebt ein wenig. Mama nimmt die Bettdecke beiseite und hievt mich aus dem Bett, stellt mich auf die Beine. »Mama, was ist denn?«

»Wir wollen alle Opa suchen und da kannst du nicht hierbleiben«, erklärt sie, zieht mir Oberteil aus und das Unterhemd an. Was hat sie gesagt? Opa suchen? »Wo ist denn Opa?« Strumpfhose an, Hose drüber. »Draußen ist es kühl. Ich zieh dich dicker an. Wenn man aus dem Schlaf geweckt wird, friert man schneller.« »Wo ist denn Opa?«, wiederhole ich. Mama atmet tief ein, nimmt den Kopf zwischen ihre Hände.

»Wir wissen es nicht. Oma hat geschlafen, ist aufgewacht und Opa war weg. Die Haustür stand offen und auch das Gartentor. Seine Kleider sind aber noch da. Er ist wohl ...«

»Kommt ihr?!«, ruft Papa von draußen.

»Komm, Heinrich. Du kannst bei Onkel Heinz und mir im Auto fahren. Papa und Tante gehen zu Fuß. Oma fährt in einem Polizeiauto. Ein Polizist bleibt hier.«

Ich staune. »Ein Polizist?« Wir gehen hinaus, die Außentreppe hoch und auf die Straße. Zwei Polizeiautos und vier Polizisten stehen vor der Garage. Einer reicht Papa ein kleines Gerät und zwei Taschenlampen. Ich reibe meine Augen und gähne. Es kribbelt in mir, den Rücken hinab, sogar auf meinem Kopf. Das ist selten. Bauchweh meldet sich dumpf und Mama setzt mich auf den Rücksitz von Onkel Heinz' Ford.

»Gehen Sie bitte Richtung Kräheneck! Melden Sie sich von dort!«, sagt ein Polizist zu Papa und Tante. »Wenn Sie mit uns sprechen wollen, drücken Sie auf diese lange schwarze Taste«, erklärt er. »Dann rufen Sie: ‚Baden eins‘ für ‚Baden zwei‘. Sie sind ‚Baden zwei‘. Verstanden?«

»Alles klar«, erwidert Papa und zieht Tante am Ärmel. Sie verschwinden in der Nacht. Mama setzt sich neben mich.

»Es ist jetzt zwei Uhr achtunddreißig«, meint ein zweiter Polizist. »Wir suchen bis vier Uhr. Dann müssen wir eine Hundestaffel anfordern.« Er zeigt seinen Kollegen eine Karte. Sie einigen sich über die Straßen und Staffeln, die sie absuchen wollen. Mein Herz klopft wild. Jeden Schlag spüre ich im Hals. Mama zieht mich zu sich. Opa fällt mir ein. Im Schlafanzug durch die Nacht. Ihm ist doch bestimmt kalt. Onkel Heinz steigt ins Auto, der Polizist auf den Beifahrersitz. Er nimmt die Mütze vom Kopf und das Licht der Straßenlaternen spiegelt sich in seiner Glatze. »Fahren Sie im Schrittempo den Gänsebuckel hinunter, dann in die Bekstraße«, fordert er Onkel Heinz auf. Wir fahren los. »Der Fahrer fährt und guckt nur nach vorne, bitte«, dann dreht er den Kopf und sah Mama an. »Sie schauen links aus dem Fenster, ich rechts und vorne.«

»Ist gut«, antwortet Mama. Ihre Stimme zittert und ich drücke mich an sie.

»Ihr Vater ist bei uns schon zwei Mal als abgänglich eingetragen«, meint der Polizist, »aber beide Male kehrte er von allein zurück. In den Unterlagen steht, dass er manchmal verwirrt ist, aber nicht warum. Erklären Sie mir das bitte.«

Mama seufzt. »Im Krieg, in Norditalien, hat er Schutz in einem Granattrichter gesucht und wurde dort verschüttet. Seine Kameraden gruben ihn aus. Zu lange zu wenig Sauerstoff ist wohl die Ursache für seine Verwirrtheit. Aussetzer hatte er schon immer. Er kann nur noch halbtags arbeiten, und das meist daheim ...« Sie beginnt zu weinen und bringt keinen Ton mehr raus.

»In der letzten Zeit nehmen die Aussetzer zu«, setzt Onkel Heinz fort. »Wir sind schon lange dafür, dass ...«

»Heinz!«, fährt Mama ihn an und haut auf seine Schulter. »Du bist dafür. Mutter und ich aber nicht!« Sie ballt ihre Hand zur Faust. Eine zitternde Faust, an ihrem Arm um meine Brust. Es schmerzt und ich versuche mich aus der Klammer zu befreien. »Mama ...«

»Beruhigen Sie sich«, sagt der Polizist ein wenig lauter. »Wir sind unterwegs, um ihn zu finden. Das ist jetzt wichtig! Konzentrieren wir uns.«

Wir schweigen, Mama lässt mich los, rutscht an ihre Scheibe und starrt hinaus.

»Der verdammte Krieg«, flüstert der Polizist nach einer Weile. Onkel Heinz fährt durch die Bekstraße. Das muss der Krieg sein, von dem Opa immer erzählt. Der, in dem viele böse Menschen waren. »Wie gut ist ihr Vater zu Fuß?«

»Sehr gut«, sagt Mama. »Wirklich sehr gut.«

»Mist«, erwidert der Polizist. »Er könnte ja überall sein.«

»Waren Sie im Krieg?«, fragt Onkel Heinz gegen die Windschutzscheibe. Der Polizist starrt weiter hinaus, folgt Zäunen, Einfahrten, Hecken, dreht sich immer wieder nach etwas um.

»Das war ich«, murmelt er. Ich verstehe ihn kaum. Aber seine Stimme ist nicht mehr dieselbe. Nicht mehr die Stimme eines Polizisten, der uns erklärt, was wir tun sollen. »Ich rede nicht darüber, wenn es Ihnen recht ist.«

»Tschuldigung«, gibt mein Onkel etwas leiser von sich.

»Fahren Sie jetzt die Emilie-Binder-Straße runter und rechts in die Sonnenbergstraße. Am Spielplatz bitte langsam.«

»Mach ich.«

Das langsame Tuckern und die Stimmen schläfern mich zusehends ein und ich lege den Kopf auf Mamas Schoß. Opas Stimme taucht in meinem Kopf auf, sein Gesicht. Er sitzt vor dem Arbeitsbrett und feilt an Münzen, gibt mir sein Werkzeug zur Begutachtung. Ich bin ein guter Goldschmied, erklärt er stolz und ich frage mich, ob ich das auch werden könnte. Ich schlafe ein.

Krächzen, ein lautes Knacken, dann rauscht es. Stimmen wie aus einer anderen Welt. Ein Zittern überrascht mich und ich spüre die Kälte. Mamas Hand liegt auf mir und fühlt mein Zittern ebenfalls. »Heinz, hast du eine Decke hier?«

»Im Kofferraum.«

Das muss die Stimme meines Onkels gewesen sein. Wo bin ich? Eine Tür öffnet sich und kühle Luft weht herein. Dann ein lautes Knacken. »Baden eins für Baden-Zentrale. Bitte wiederholen Sie das.« Die krächzende Stimme kehrte zurück. »Unbekannte männliche Person auf Brötzinger Eisenbahnbrücke entdeckt. Hat ein Busfahrer der Stadtwerke gemeldet. Baden zehn kontrolliert.«

»Baden eins hier. Verstanden.«

»Vielleicht ist er das«, höre ich Mama sagen. Dann fällt die Autotür zu und eine dunkelrote Decke wird über mir ausgebreitet. Ich kuschle mich hinein und spürt Mamas Hände auf meinem Kopf.

»Vielleicht.« Ich erkenne die Stimme des Polizisten. Langsam kehrt die Welt zurück. Opa abgehauen. Mit Schlafanzug in die Nacht. Jetzt spüre ich Angst. Mein Opa. Ich mag ihn sehr. Aber ich weiß auch, dass noch ein Krieg in seinem Kopf ist, denn davon erzählt er und meist weint er dann.

»Wo fahren wir hin?«, fragt Onkel Heinz.

Der Polizist atmet hörbar ein und aus. »Wir sind bis zur Büchenbronner Straße alles abgefahren und über die Hercyniastraße zurück ...« Er schweigt und Onkel Heinz startet den Motor. »Ich weiß ja nicht«, meint der Polizist, »aber ich glaube, er ist durch den Tunnel gelaufen. Ich könnte wetten.«

»Durch den Tunnel?«, wundert sich Mama.

»Warum denn das?«

»Wenn es so ist, wie Sie sagen, verwirrt und das seit dem Krieg, dann ist es gut möglich, dass er das tut, was im Krieg notwendig war, nämlich Schutz suchen. Und was bietet besseren Schutz als ein Tunnel?«

»Mann, so ein Kerl!«, platzt es aus Onkel Heinz raus. Es krächzt und die Stimme ruft uns.

»Ja, Baden eins hört.«

»Etwa sechzigjähriger Mann, weiße Haare im blauen Schlafanzug. Kollegen sind schon da. Anfahrt über den Hanfackerweg. Krankenwagen ist unterwegs und der Frühzug wird zurückgehalten.«

»Gott sei Dank fährt da nachts kein Zug«, sagt Mama mit versiegender Stimme und beginnt wieder zu weinen.

»Zum Hanfackerweg, bitte«, fordert der Polizist Onkel Heinz auf. Ich staune über den langsam heller werdenden Himmel, die erwachende Stadt, so viele Menschen in den Bussen und Autos. Kurz bevor wir den Bahnübergang erreichten, dreht sich der Polizist zu uns. »Steigen Sie aus,

wenn Sie möchten, aber warten Sie bitte am Auto. Laufen Sie nicht aufs Gleis oder am Damm zur Brücke. Überlassen Sie das den Kollegen.« Er sah mich an und lächelt etwas. Onkel Heinz biegt in den Hanfackerweg und parkt vor dem Bahnübergang. Ein Krankenwagen steht auf der anderen Seite und ein Polizeiauto links von uns. Die blauen Lichter malen seltsame Schatten auf die Häuser. Es kitzelt wieder.

»Mama, ich muss mal.«

Sie sieht mich an und nickt. Onkel Heinz steigt aus und Mama nimmt meine Hand. Wir verlassen den Ford und stellen uns an eine Hecke. Ich versuche zu pinkeln. Dabei sehe ich nach links, unter den Bäumen durch. Auf der Brücke stehen Männer und da sehe ich Opa. Er steckt in einer großen Decke und sie reden offenbar auf ihn ein. Das Rauschen des Flusses schluckte alle Geräusche.

»Fertig?«

»Ja, Mama.«

»Dann komm schnell. Es ist kalt.« Wir gehen zurück zu Onkel Heinz' Auto und steigen ein. Zwei Polizisten und zwei andere Männer in grauer Uniform bringen Opa über die Gleise zum Bahnübergang. Er schaut auf den Boden, legt sich freiwillig auf die Bahre, die vor dem Krankenwagen steht, dann schieben sie ihn hinein.

»Wo geht Opa denn jetzt hin? Geht er nicht mit uns nach Hause?« Es ist so still im Auto. Ich drehe mich zu Mama und sehe, wie das blaue Licht ihre Sommersprossen rhythmisch abdunkelt. Dann entdeckte ich ihre ebenso blauen Tränen und denke an ein Bild in meinem Weltraum-Buch, voller großer Sterne in schwarzer Welt. »Mama?«

Sie schüttelt nur den Kopf und schließt die Augen. »Sag nichts, Heinrich. Komm her.«

Ich drücke mich an sie und horche auf das Pochen in ihrer Brust.

»Morgen holen wir Opa«, sagt Mama freudig und strahlt mich an. Mit der Hand verstrubbelt sie meine Haare. Onkel Heinz hatte mir nach dieser abenteuerlichen Nacht erklärt, dass Opa jetzt vollkommen verrückt geworden sei und nun in der Klapse säße; wer weiß für wie lange. Und vielleicht käme er nie wieder, was ich abends Mama erzählte und sie seufzend als Blödsinn abtat. Natürlich kommt Opa wieder, beruhigt sie mich. Er sei eben ein wenig krank vom Krieg und die Ärzte werden ihn ein paar Tage beobachten, aber das würde schon in Ordnung kommen. Ich war beruhigt. Ein Haus ohne Opa? Unvorstellbar.

»Ist er wieder gesund?«

»Gesund ist er natürlich nicht, denn wenn das Gehirn ein Weilchen ohne Sauerstoff ist, dann bleiben Schäden. Aber er ist jetzt wieder ganz bei sich.«

Ein Weilchen ohne Sauerstoff ...

»Wie lange ist denn ein Weilchen, Mama?«

Sie denkt nach. »Die Grenze ist um die zwei Minuten, habe ich mal gelesen.« Zwei Minuten hört sich sehr wenig an. Und die Suche nach Opa dauert viele Stunden. Und dann all die Tage im Krankenhaus ...

»Mama? Ist es nicht besser, wenn wir das Gartentor abschließen und Opa den Schlüssel wegnehmen? Wenn er dann wieder abhauen will, muss er im Garten bleiben, oder?«

Sie hebt die Augenbrauen, starrt mich an und beginnt laut zu lachen. Hört gar nicht mehr auf, setzt sich auf den Küchenstuhl und zieht mich an sich. Dieses Mal hat sie Tränen in den Augen vom Lachen, und das ist nicht schlimm.

Wir fahren das Nagoldtal entlang und ich finde es wunderschön. Ab und zu starre ich durch die Seitenscheibe auf den vorbeiziehenden Straßenrand, folge der weißen Seitenlinie, die sich mal nähert und dann wieder entfernt. Wie ein Zug auf den Schienen, denke ich. In Bad Liebenzell halten wir am Kiosk vor dem Kurpark und Mama kauft drei Eis. Im Auto wird kein Eis geschleckt, sagt Onkel Heinz. Mama und ich lehnen an der Kioskwand und Onkel an seinem weißen Ford. Er sieht aus wie einer dieser großen Jungs, denen ich ungern begegne. Das Knie angewinkelt und einen Fuß auf den Reifen gestellt. Ich beiße ein großes Stück ab und schiebe es im Mund hin und her. Es ist schrecklich kalt!

»Na? Kalt, was?« Mama grinst. »Nicht so große Stücke auf einmal. Manchmal bekommt man Kopfweh davon.« Ich nicke und atme mit leicht geöffneten Lippen ein. Auf der anderen Talseite fährt ein Zug. Rote Lokomotive und zwei grüne Personenwagen. Wir hätten auch mit dem Zug fahren können, durch die vielen Tunnel, immer neben dem Wasser. Onkel Heinz steigt ins Auto.

»Komm! Iss auf! Opa wartet.«

Das Krankenhaus liegt mitten im Wald, auf einem Berg über Hirsau. Der Ford muss ziemlich arbeiten, um dort hochzukommen. Onkel Heinz schaltet immer wieder und der Motor hört sich wie Omas Küchenmaschine an, wenn sie Karotten raspelt. »Wenn die Karre jetzt verreckt, dann werde ich aber wütend! Er hätte auch mit dem Taxi fahren können!« Mama schweigt und guckt seitlich aus dem Fenster. Ich denke an Opa und seinen Krieg. Manchmal träume ich von dem, was er mir erzählt. Ob ich auch mal in den Krieg muss? Niemals werde ich das tun, nehme ich mir vor. Auf keinen Fall. So viele tote Menschen. Für was soll das gut sein? Opa ist krank geworden. Also ist Krieg zu nichts zu gebrauchen. Und doch weiß ich, dass ich mich gerne grusle und immer interessiert zuhöre, wenn es spannend wird. Wie Raumschiff Enterprise. Etwas ist wohl nicht in Ordnung mit mir ...

Onkel Heinz fährt durch eine Schranke und parkt unter einem Baum, den er Linde nennt. Die versaut mir den Lack, stellt er fest und wir steigen aus. Ich entdecke Opa unter einem großen Vordach, einen Koffer neben sich. Er winkt uns zu. »Opa!«, rufe ich und renne quer über den Parkplatz zu ihm, prall ungebremst gegen ihn und werde hochgehoben. »Vorsicht, kleiner

Mann«, grinst er mich an. Er ist unrasiert. Seine Augen strahlen. Von hinten schlingen sich Mamas Arme und beide.

»Tag«, sagt Onkel Heinz und nimmt den Koffer. »Gehen wir? Ich will noch den Rasen mähen.«

Endlich gehen wir wieder spazieren. Über den Wasserleitungsweg in den Schwarzwald hinein, vorbei an der Baumwüste, die der Tornado hinterlassen hat. Ich erzähle Opa von der Schule an diesem Vormittag und denke dabei an meine Frage, die ich mich nicht zu stellen traue. Ob in Opas Kopf wieder alles in Ordnung ist. Als wir die Baumwüste hinter uns lassen und in den Schatten der hohen Tannen eintauchen, uns die Kühle umgarnt, wir auf keine der Ameisenstraßen treten wollen, ich Opas große, warme Hand halte und zu ihm aufschaue, meine ich in einer anderen Welt zu sein.

»Weißt du, Heinrich, das in meinem Kopf ...«, beginnt er von sich aus, um doch wieder kurz innezuhalten, tief Luft zu holen, »das in meinem Kopf ist wie ein Schatten. Wie die kühlen Schatten der Tannen hier.« Seine freie Hand beschreibt einen Kreis. »Ich spüre ihn kommen und dann ist alles Nebel. Ich höre die Stimmen von damals, Explosionen und das ganze Geschrei und kann mich dazwischen verlaufen. Als würdest du in ein Zimmer nebenan gehen, das nur manchmal existiert. Weißt du, wie ich meine?«

Ein Zimmer nebenan, das nicht immer da ist? »Nein, Opa. Aber kannst du nicht die Augen offen lassen und Mama und mich angucken, wenn der Nebel kommt? Du siehst uns. Dann kann doch nichts passieren, oder?«

»Niemand will das hören, Heinrich. Niemand will wissen, was ich zu erzählen habe. Als wäre es nur in unseren Köpfen passiert.«

»So wie ein Traum?«

Er sieht mich an und reibt sein unrasiertes Kinn. Ein Vogel keckert laut und eindringlich. »Ein Eichelhäher, der Alarmvogel im Wald«, stelle ich fest. »Mama hat mir das gesagt.« Ich weiß nicht, ob Opa den Eichelhäher überhaupt gehört hat.

»Du bist wirklich der Einzige, der mir zuhört«, sagt er fast abwesend. Diese brüchige Stimme erkenne ich und mir wird mulmig im Bauch. So weit von daheim weg. Die Kurve nach Neuenbürg haben wir schon passiert. Wenn nun wieder etwas mit Opa ist? Was soll ich dann tun? Der Abzweig nach Waldrennach kommt in Sicht und er zieht mich in die kleine Schutzhütte. Wir setzen uns auf die Rundbank. Am Türpfosten allerlei eingeschlagene Wegmarken. Farben und Zeichen für die Wanderer, hat Opa mal erklärt. So fänden sie sich im Schwarzwald immer zurecht. Aus meinem kleinen Rucksack nehme ich einen Apfel, beiße zwei Mal hinein und reiche ihn weiter, aber er lehnt ab und sich an die Holzwand, die voller Spinnweben ist.

»Der Doktor hat nur gesagt ‚*Sie müssen das vergessen*‘ und mir Tabletten gegeben. ‚*Es sei ja auch viel Gutes passiert*‘ meinte er allen Ernstes.«

»Was denn?«, frage ich neugierig.

Opa lacht. Es klingt wie ein Hustenanfall. »Das habe ich mich auch gefragt. Offenbar war er nicht im selben Krieg wie ich. Oder irgendwo, wo es besonders schön war.«

Wo es besonders schön war ... aber Opa sagte, Krieg sei nicht schön. Wo sollte das also sein?

»Opa? Darf ich dich was fragen?«

Er klopft auf meine Schulter und ich drehe den Apfel hin und her. »Du hast gesagt, im Krieg sind die Menschen böse.« Ich sehe ihn an und er nickt. »Dann sind sie vorher nicht böse? Und ich verstehe nicht, wie die Menschen dann nach dem Krieg auf einmal wieder gut werden? Oder bleiben sie böse?« Er starrt mich an, als wäre ich ein Geist. Dann wandert sein Blick von mir weg, auf etwas, das ich nicht sehen kann. Ich lasse den Apfel fallen. Er schmeckt nicht. Dann rutsche ich an Opa heran und lege meinen Arm um ihn, so gut es geht. Eine große rote Waldameise entdeckt den Apfel.

Kapitel 10

Das dünne Eis

Das Ruderboot kentert und fünf Männer fallen schreiend, lachend, mit Armen wedelnd und Beinen tretend in den Hermannsee. Inklusiv Papa. Eines der Ruderblätter fliegt in hohem Bogen auf eine Entenfamilie zu, die in alle Richtungen auseinanderstiebt. Mama stellt ihre ruderende Tätigkeit ein und schüttelt den Kopf. Ich sitze am Heck, beobachte das Gejohle und entdecke Papa, der wundersamerweise seine Bierflasche gerettet hat und sie, bis zur Brust im See stehend, leer trinkt, hinein äugt und in die Brusttasche seiner Latzhose klemmt.

»Gut, dass wir ein eigenes Boot haben, was Heinrich?«

»Hm.« Ich lache und sehe Papa und seinen Freunden zu, wie sie Richtung Steg schwimmen, das Boot hinter sich herziehend. Der Wirt kommt laut fluchend aus dem Restaurant gerannt und fuchtelt wild mit den Armen.

»Das gibt Ärger«, stellt Mama fest. »Als hätte ich es nicht geahnt. Wir rudern lieber noch ein wenig hin und her. Was meinst du?« Ich drehe mich ihr zu. Durch die Kronen der Weiden fallen kleine Sonnenstrahlen und fangen sich in Mamas roten Haaren.

»Ich habe aber Hunger.«

Sie seufzt, nimmt ein Ruder aus dem Wasser und dreht uns mit dem zweiten. »Wir rudern aber langsam zurück. Der Wirt muss sich erst mal beruhigen.«

»Ja, machen wir, Mama.«

Er tobt und ist bis hierher zu hören. Papa macht das Boot am Steg fest und seine Freunde klettern aus dem Wasser. Sie umringen den Wirt, klopfen seine Schultern, dann ist offenbar wieder alles in Ordnung. »Man muss sich schon schämen«, flüstert Mama hinter mir. Ein wenig rechts von uns schnappt sich ein Karpfen einen Wasserläufer.

»Kann ich Pommes Frites und Bockwurst essen, Mama?«

»Ja, bestimmt. Es ist ja Roberts Geburtstag und ich denke, jeder darf essen, was er möchte.«

»Und einen Kalten Kaffee trinken?«

»Bestimmt«, machte sie mir Hoffnung. Pommes Frites mit Bockwurst, Senf und einen Kalten Kaffee. Ein herrlicher Tag. Wir erreichen den Steg, ich klettere aus dem Boot, schnappe das Seil und ziehe es fest an den Holzpfosten. Mama steigt aus und macht einen Knoten. Papa und seine Freunde sitzen schon an der großen Bank und der Wirt bringt Bier und Schnaps. Nichts wie hin.

Ein großer weißer Teller mit vielen Pommes Frites und einer dicken, langen Bockwurst steht vor meiner Nase. Mama drückt den Senf aus dem Plastikbeutel auf den Tellerrand. Papas Freund Robert hebt die Bierflasche. »Lasst es euch schmecken!«, ruft er und trinkt die Flasche in einem Zug aus. Papa und die anderen johlen, klopfen auf den Tisch und tun es ihm nach. Mama zieht eine Augenbraue nach oben.

»Soll ich dir die Wurst schneiden, Heinrich?«, fragt sie durch den Lärm hindurch.

»Das möchte ich machen.«

»Gut.« Sie nippt an ihrem Wasser. Ich versuche, die Gabel in die Wurst zu stechen, aber die Haut ist enorm widerstandsfähig und gibt nicht nach. Verzweifelt piekse ich einige Pommes auf und stecke sie in den Mund. Dann der zweite Versuch, am anderen Ende der Wurst. Wieder nichts. Also noch ein paar Pommes.

»Wenn du magst, helfe ich dir«, flüstert Mama und grinst.

»Nein. Das kann ich.«

Papas Vorgaben, das Besteck zu halten, sind streng und müssen immer eingehalten werden, egal wo man ist und wie man sich fühlt. Aber mit seinen Vorgaben schaffe ich es nicht. Also schließe ich die Faust um den Gabelstiel und steche mit Schwung auf die Wurst ein. Die Zinken verfehlen ihr Ziel und treffen nur seitlich. In hohem Bogen fliegt die schöne Rindswurst von meinem Teller, über die Köpfe von Papas Freunden hinweg und landet im Split vor der gegenüberliegenden Bank. Alle starren der Wurst hinterher. Papas flache Hand sehe ich nicht kommen, so schnell landet sie auf meiner Wange. Die Wucht drückt mich fast von der Bank. Ich richte mich wieder auf und reibe die brennende Stelle. Mama hält sich die Hand vor den Mund, um nicht laut loszuprusten, Papas Freunde biegen sich vor Lachen.

»Die Wurst kann fliegen!«, ruft Robert. »Achtung! Tiefflieger!«

»Das ist gar nicht lustig!«, raunt Papa und knallt die Bierflasche auf den Tisch.

»Doch!«, schreit einer. »Das war sogar superlustig! Stell dich nicht so an!«

Das laute Lachen steckt mich an. Mein Grinsen kann ich nur kurz unterdrücken, dann steige ich mit ein; das Bild der startenden Wurst vor Augen. Wie sie den Teller verlässt, an Höhe gewinnt, um dann zitternd auf dem Split zu landen. Papa steht mit hochrotem Kopf auf, packt die Wurst und stapft schimpfend ins Restaurant. Wir bleiben mit Tränen in den Augen zurück.

Nach Hause schaffen wir es nur mit dem Taxi. Zumindest Papa. Daheim steigt Mama aus und klingelt bei Onkel Heinz. Zusammen mit dem Taxifahrer wuchten sie Papa vom Beifahrersitz bis hinunter ins Bett. Da liegt er. Alle Viere von sich gestreckt. Onkel Heinz drückt dem Taxifahrer einen Geldschein in die Hand und schiebt ihn aus der Tür. Mama zieht Papa die Schuhe aus.

»Heute Nacht schlaf ich bei dir, Heinrich.« Das höre ich gerne und freue mich schon ungemein. »Räum bitte die Schuhe in den Flur und lass die Rollläden runter«, bittet sie mich. Die Rollläden mit den Gurten herunterlassen tue ich gerne. Mal schneller, dann wieder abbremsten. Ein schönes Spiel. Mama deckt Papa zu und reicht mir die Hand. »Komm, Heinrich. Wir gehen hoch zu Oma. Abendessen.«

»Und Papa?«

»Vor morgen früh wird er nicht mehr wach. Mach bitte das Licht aus.«

Das tue ich und wir gehen in den ersten Stock zu Oma. Dort läuft der Fernseher. Wie immer. Opa ohne Fernseher kann ich mir nicht vorstellen. Oma interessiert das alles nicht. Sie schaut nicht hin und hört auch nicht zu. Opa jedoch saugt alles was in der Welt vorgeht wie ein Schwamm auf. Und weil der Fernseher in der Stube steht, wird dort auch gegessen.

»Wo ist denn Rudolf?«, fragte Oma nach einer Weile.

»Schläft«, erwidert Mama knapp und legt sich Salami aufs Brot.

»Hat er mal wieder ordentlich ins Glas geschaut, was?«, setzt Oma nach.

»Könnt ihr nicht mal ein wenig leiser reden? Ich will das sehen«, beschwert sich Opa. Ich starre sowieso die ganze Zeit auf den Bildschirm und versuche zu lesen, was am unteren Rand eingeblendet wird. ‚*Peter Scholl-Latour in Saigon*‘, vor einem großen, weißen Gebäude. »Das ist die US-Botschaft«, erklärt Opa. »Jetzt, wo die Amis abziehen, machen die es nicht mehr lang.« Ich weiß nicht, wen Opa meint.

»Wer macht denn nicht mehr lang, Opa?«

»Die Südvietnamesen. Die sind am Ende ...« Er legt sein Brot auf den Teller und winkt mit der Hand ab. »Ach was, die waren schon immer am Ende. Weiß gar nicht, warum die Amis da rein sind. Und ...«

»Hannes!« Omas lauter Ruf bringt Opa zum Schweigen. »Genug vom Krieg! Ich will das weder sehen noch hören!« Sie steht auf und schaltet den Fernseher aus.

»He!«, fährt Opa auf. »Schließlich ist William auch dort gewesen. Ist ja immerhin unser Schwiegersohn!«

Mama legt die Hand auf meinen Arm. Ich sehe hoch und bemerke ihr leichtes Kopfschütteln. Mund halten, heißt das. Oma steht auf und verlässt die Stube. Mit einem Knall schlägt sie die Tür zu. Ich höre Mama schlucken. Die Stille ist fast unheimlich.

»War das nötig, Papa?«, fragt sie leise. »Immer Krieg, Krieg, Krieg ... manchmal meine ich, in deinem Kopf gibt es nichts mehr anderes.« Ich stecke mir zwei eingelegte Frühlingszwiebeln in den Mund und Mama steht ebenfalls auf. »Ich gehe zu Oma. Iss du fertig«, sagt sie und geht raus.

»Heinrich, schalt bitte den Fernseher wieder ein.«

»Mach ich, Opa.«

Es zischt, als ich den Knopf drücke und der Punkt in der Mitte wächst zu einem Schwarzweißbild heran. »Danke, mein Junge«, sagt Opa und wechselt auf die Couch. »Komm her, Heinrich.« Ich setze mich neben ihn und er zieht mich zu sich heran.

»Was ist das da, Opa?«

»Das sind Transportflugzeuge. Die fliegen Truppen aus. Heim nach Amerika«, erklärte er. Dann erscheint ein Mann vor einer Flagge und sieht sehr bedeutungsvoll in die Kamera. »Das ist Nixon, der amerikanische Präsident«, meint Opa. »Er sagt, dass alles ganz ehrenvoll ist und sie die Scheiße nun den Südvietnamesen überlassen.«

»Welche Scheiße?«

Opas Arm schüttelt mich und er lacht. »Die Scheiße, die sie sich eingebrockt haben. So wie wir damals. Ist immer dasselbe.« Während ich noch versuche, diese Worte zu verstehen, enden die Bilder und ein Mann sagt, dass es nun in den Nahen Osten ginge. »Oh Mann«, stöhnt Opa.

»Ist da auch Krieg?«, frage ich verwundert.

»Ja, Heinrich, da ist auch Krieg.«

Opa schweigt und bald ist die Sendung fertig. Ich bin froh, das nicht mehr sehen zu müssen, all diesen Krieg, vor dem ich mehr und mehr Angst bekomme. Denn wenn überall Krieg ist, muss ja auch bald ein Krieg zu uns kommen.

Ein Hämmern weckt mich und ich suche Mama neben mir, aber sie ist wohl schon aufgestanden. Also steige ich aus dem Bett und gehe nach vorne. Sie sitzt am Tisch und schält Kartoffeln. Das große Bett steht mitten im Raum, Papa kniet vor dem Kopfteil und schlägt mit einem Hammer Nägel in das dunkelbraune Brett am Kopf. Es ist nicht möglich durchzukommen, und so klettere ich über die Eckbank auf die andere Seite. Mama strubbelt meine Haare.

»Guten Morgen, mein Großer«, begrüßt sie mich und lächelt. Aber das Lächeln verschwindet gleich wieder, denn Papa macht einen solchen Krach, dass man sich kaum auf etwas anderes konzentrieren kann als die Hammerschläge. »Papa hat das Bett heute Nacht kaputt gemacht!«, erklärt sie. Ich staune. »Geh ins Bad, Heinrich. Wasch dich.«

Als ich wieder zurückkomme, steht Papa neben dem Bett, die Hand am Kinn und schaut mal links, mal rechts am Kopfbrett vorbei. »Es ist schief«, stellt Mama fest.

»Nein. Es ist nicht schief«, erwidert er. »Heinrich, komm mal her.« Ich gehe hin und er bugsiert mich vor das Brett, richtet meinen Kopf mit seinen Händen aus. »Ist das schief?« Ich denke an unsere Eckbank und die Kommode.

»Ich glaube, es ist schief«, antworte ich vorsichtig. Papa stöhnt.

»Halt du nur zu deiner Mutter«, krächzt er mit versagender Stimme. »Oh, mein Kopf. Haben wir noch Aspirin?« Ohne eine Antwort abzuwarten, kniet er sich und schlägt das Brett wieder vom Rahmen. Dann drückt er mir einen Nagel in die Hand und klettert auf die andere Seite. »Hast du schon mal einen Nagel mit dem Hammer eingeschlagen?«

»Mit Opa«, sage ich, was so nicht stimmte, denn Opa und ich haben den Hammer gemeinsam gehalten. Aber ich bin mir sicher, das zu können.

»Gut. Dann steck mal den Nagel in das Loch da unten. Ich richte das Brett aus und du schlägst zwei Mal ganz fest auf den Nagel«, weist er mich an.

»Rudolf ...«, höre ich Mamas Stimme.

»Wir Männer machen das.« Ich drücke den Nagel ins Loch. Papa schielt über die Kante. »Jetzt«, sagt er und ich treffe das Holz. Der Nagel fällt auf den Boden. »Fester reindrücken, einmal kurz drauf schlagen. Dann klemmt er.«

Ich nicke und mit einem leichten Schlag treffe ich ihn sofort.

»Toll«, lobt Papa mich.

»Rudolf ...«

»Und jetzt ein kräftiger Schlag.« Ich schlage kräftig daneben, der Nagel rutscht weg. Papa wird wohl nervös. »Halt den Nagel einfach fest und hau dann drauf.« Ich spüre Mamas Hand auf meinem Rücken. Das will ich mir jetzt nicht nehmen lassen und halte den Nagel fest. Ein kräftiger Schlag. Der Nagel fällt auf den Boden und der Hammer landet auf meinem Daumnagel. Einen Augenaufschlag später rollt der Schmerz durch mich hindurch. Ich schreie auf. Mama zieht mich weg, ins Bad. Den Weg sehe ich nicht vor Tränen. Kaltes Wasser. Und das tut noch viel mehr weh. Papa flucht laut und hämmert wie ein Wilder während ich Mama unscharf im Spiegel hinter mir sehe Schweigend. Kopfschüttelnd.

Das Bett steht wieder im Eck. Mein Daumen ist ordentlich angeschwollen, der Druck wächst ständig. Ein enormer Bluterguss hat sich unter dem Nagel gebildet.

»Der Bluterguss wächst und braucht Platz«, erklärt Mama. Ich weiß nicht wohin mit mir, mit dem Schmerz, dem Gefühl, nicht ausweichen zu können. Was, wenn mir der Nagel abfällt?

»Das Blut muss raus«, sagt Papa zu Mama und geht nach nebenan in den Keller. Mit einem kleinen Handbohrer kommt er zurück. Mama legt den Kopf auf die Seite und sieht ihn stirnrunzelnd an.

»Rudolf ... was hast du vor?«

»Ich kenne das. Hab ich auch schon mal bei mir gemacht. Merkt man gar nix von. Im Nagel hat man ja gar keine Nerven.«

»Wollen wir nicht mit dem Taxi zu einem Arzt? Im Städtischen gibt es bestimmt jemand, der uns da helfen kann«, schlägt Mama vor.

»Ach was. Das ist nicht schlimm.« Er zieht den Stuhl heran und setzt sich. »Komm mal her, Heinrich. Da musst du keine Angst haben. Ein kleines Loch, das Blut kann abfließen und danach wird alles wieder gut.«

Ich sehe zu Mama. Sie presst die Lippen zusammen. Was soll ich tun? Was will ich tun? Nicht mehr diesen zunehmend unerträglichen Schmerz spüren. Langsam strecke ich Papa die Hand hin. Er nickt und lächelt. »Mein mutiger Sohn. Pass auf, gleich ist es vorbei«, sagt er mit ruhiger Stimme und setzt den Bohrer mitten auf meinen Nagel.

»Rudolf ...«, höre ich Mama sagen, dann sticht er zu und in meinem Kopf explodiert ein grelles Licht. Ich knicke ein und es wird dunkel. Da sind Stimmen, wieder kurze Dunkelheit. Ich liege auf dem Boden und jemand schreit. Das bin ich. Mamas Gesicht ist mit beiden Händen bedeckt und Papa zieht an etwas und jedes Ziehen ist ein Stich in meinem Rücken.

Seltsam, denke ich, wie komme ich ins Bett? Und was ist passiert? Mama sitzt neben mir, streichelt meinen Kopf, fährt mit den Fingern durch meine Haare, so wie ich es mag. Aber sie blickt mich nicht an. Mama ist sehr weit weg. Nur mit den Händen bei mir. »Mama?« Keine Antwort. Kein Kopfdrehen. Sie weint nicht. Mama ist einfach nicht da und ich bekomme Angst. Dann pocht etwas in meinem Kopf. Mein Daumen fällt mir ein und ich hebe die Hand. Sie ist in einen Verband eingewickelt. Von draußen kommt Gelächter. Papa und Onkel Heinz. »Was ist denn, Mama? Sag doch was.«

Ein Ruck geht durch ihren Oberkörper. Tiefes Einatmen, als wäre ihr in diesem Moment eingefallen, dass es noch eine Welt um sie herum gibt. »Heinrich ...«, sie legt meine Hand vorsichtig auf die Seite und beugt sich herunter, gibt mir einen Kuss auf die Stirn. »Wie geht es dir?«

»Was ist denn passiert? Warum liege ich hier?«

»Du warst kurz ohnmächtig. Dein Papa hat vergessen, dass Kindernägel nicht so dick sind wie Männernägel«, erklärt sie mir und mustert mich. »Kannst du dich an was erinnern?« Ich nicke und deute mit der gesunden Hand auf meinen Kopf, die rechte Seite, tippe ganz genau auf die Stelle, an der ich diesen Schmerz noch empfinde.

»Da drin ist der Schmerz. Der ist jetzt noch da. Wie Opa, wenn er im Fußgängertunnel am Bahnhof ruft, so klingt das.« Ich fixiere einen Punkt an der Decke. »Er ist immer noch da. Eine Stimme in meinem Kopf. Ich kann ihn fast sehen, Mama.«

Mama seufzt. »Ruh dich ein bisschen aus.« Sie steht auf und geht hinaus. Ich drehe mich auf die Seite und schließe die Augen. Aber diese Stimme in meinem Kopf will nicht verschwinden. Ich denke an einen Blitz. Groß und grell, Wolken und Erde verbindend, so sehe ich das Bild in mir. Nur löst sich der Blitz nicht auf. Er bleibt.

*

»Und? Was macht dein Daumen?« Ich antworte nicht auf Papas Frage. Es wird ihn wütend machen, das weiß ich. Alles in mir sträubt sich. Ich schäme mich dafür, nicht zu antworten, aber ich spüre, dass etwas anders ist in mir. Nur was? Wie soll ich das herausfinden? Ich setze mich neben Mama an den Frühstückstisch. »Na, keine Antwort ist auch ne Antwort«, sagte Papa und tut sich Marmelade aufs Brot.

»Oma und Opa gehen heute in die Kirche. Wollen wir mit?«, fragt Mama. »Ich war schon lange nicht mehr ...«

»In den Laden kriegen mich keine zehn Pferde. Das weißt du doch«, unterbricht Papa und schlürft am Kaffee. »Hast du Heinrich schon was gesagt?«, setzt er plötzlich nach. Mama lässt das Messer aufs Holzbrett fallen und ich meine, dass sie kurz mit dem Atmen aufhört. Dann seufzte sie.

»Was gesagt?«, will ich wissen, hebe vorsichtig meine Hand und lege sie auf den Tisch. Papa steht auf.

»In die Kirche gehe ich nicht. Ich lege mich jetzt in die Badewanne. Vielleicht treffe ich mich später noch mit Robert.«

»Was gesagt, Mama?«, bohre ich und sehe Papa aus dem Zimmer gehen. Ich erschrecke. Mir wird eiskalt und mein Herz klopft. Ich ertappe mich dabei, Freude über sein Verschwinden zu empfinden. Neben Mama zu sitzen und ihre Nähe zu spüren, ist ein viel helleres Licht.

»Wir werden umziehen, Heinrich«, höre ich Mama sagen, während ich noch meiner Freude lausche, mich schäme und wundere, denke ich an Mamas Satz.

»Wir ziehen um? Aber wohin? In eine neue Wohnung?«

Sie nickt und ihre Augen werden feucht. Mehr als das. Ein Schluchzen wird daraus. Heftiges Zittern. Schnell will ich sie in den Arm nehmen und vergesse die Hand. Mama rückt ein Stück ab, trocknet sich die Tränen mit dem Geschirrhandtuch. »Papa hat eine Arbeit mit der er viel mehr Geld verdienen kann. Uns wird es besser gehen, Heinrich. Nicht immer das Geld zählen, genug zu essen, keine Sorgen mehr, Heinrich«, sagt sie und ich höre, dass sie es nur sagt, aber nicht glaubt. Wenn Mama etwas glaubt, dann ist ihre Stimme so fest, dass ich mich anlehnen kann. Aber Mama zittert nach wie vor.

»Wo ziehen wir denn hin?«

»Nach Köln.«

»Köln? Wo ist das?«

Sie schließt die Augen und schüttelt den Kopf.

»Und was ist mit Opa und Oma?«

»Oma und Opa, Onkel und Tante, sie werden natürlich hier bleiben.«

Ich denke nach. Von tief unten kriechen, kleinen Schlangen gleich, viele Gedanken in meinen Kopf. Schule? Eine neue Schule? Oma und Opa nicht mehr da? »Aber ich will nicht umziehen«, erkläre ich spontan. »Ich will nicht weg. Hier ist unser Garten. Und Opa. Er braucht mich zum spazieren gehen. Und wenn er mal weint, nur ich kann ihm zuhören, hat er gesagt ...« Ich lasse mich unter den Tisch gleiten, ignoriere den Schmerz der Hand, krabbele drunter hervor und renne hinaus in den Garten. Zu den Himbeeren, hinter den Kompost. Mein Geheimversteck. Weg? Warum weg? Unter der Thujahecke ziehe ich die Streichholzschachtel hervor, nehme eine Nähnadel raus und stecke sie in mein Bein. Die zweite in meine Ellbogenbeuge. Es tut weh und mich fröstelt. Wut kocht hoch. Die Nadel raus, wieder rein. Den Arm beugen, aber aller Schmerz hilft nicht. Nichts wird besser, leichter. Ich werfe die Nadeln weg und krieche an der Hecke entlang zu Onkels Rosensträuchern. Dann gehe ich mitten hindurch und die Dornen reißen und kratzten an meinem ganzen Körper. Auf der Wiese lege ich mich hin, starre in den Himmel, meinen Pfirsichbaum. Mamas Gesicht erscheint über mir. Sie legt sich neben mich.

»Warum hast du das getan, Heinrich? Du blutest überall. Das tut mir weh, weißt du? Immer wenn du Schmerzen hast, habe ich ebenfalls Schmerzen.«

Über uns sind ein paar Wolken. Käfer und Hummeln brummen.

»Warum ziehen wir um, Mama?«

Sie schnauft. »Ich glaube, dass es für Papa gut ist. Und damit für uns. Für uns alle. Du hast hier niemanden, oder? Markus ist weg, Patricia ist weg. Für die anderen bist du der Sohn vom dreckigen Fensterputzer. Lass uns einfach das Glück woanders suchen, Heinrich.«

Das Glück? Etwas krabbelt an meinem Ohr. Vielleicht eine Ameise. Mama dreht sich zu mir und fährt mit den Fingern durch meine Haare.

»Einverstanden, Heinrich?«

»Na gut.«

Kapitel 11

Die neue Welt

»Da ist noch ein Platz frei. Bitte setz dich«, fordert mich der alte Herr auf. Ich nicke. Es ist still in der Klasse. Der Reißverschluss eines Mäppchens. Papier raschelt. Leises Flüstern. Ich suche diesen freien Platz und folge den Macken und Löchern im Boden bis zum Tisch. »Das ist also unser neuer Mitschüler. Sag uns bitte deinen Namen.« Die Tische stehen in drei einzelnen Reihen hintereinander ausgerichtet. Der letzte in der zweiten Reihe, direkt an der hinteren Fensterfront, bietet den einzigen freien Stuhl. Grüner Metallrahmen mit aufgeschraubter Sitzfläche aus Sperrholz, bemalt, zerkratzt, Löcher in der Rückenlehne.

»Heinrich Konstantin«, sage ich beim Hinsetzen.

»Wie? Ich habe es nicht verstanden. Sprich bitte ein wenig lauter.«

»Heinrich Konstantin!«, wiederhole ich mit Nachdruck. Ein paar Lacher, grinsende Gesichter.

»Was gibt es da zu lachen?«, fragt der Lehrer.

»Wie der redet ...«, meint ein Mädchen vorne an der Tür.

»Wie redet er denn?«

»Na, so komisch. Wie ein Bayer.«

Schallendes Gelächter. Ich weiß wie Bayern reden. Aus dem Fernsehen. »Ich komme nicht aus Bayern!«

»Na, erzähl uns, woher du kommst. Und übrigens, ich bin Herr Bausch, dein Klassenlehrer. Zwar schon recht alt, aber immer noch gerne hier.« Er lächelt milde. Sein Gesicht ist freundlich. Sehr freundlich sogar. Gütig, wie das eines Opas.

»Ich komme aus Pforzheim. Das ist in Baden-Württemberg.«

Niemand weiß, wo Pforzheim liegt. Deswegen gibt es erneut großes Gelächter. »Ist das in Deutschland?«, wollen einige wissen. Der Junge rechts neben mir schweigt mit vor der Brust verschränkten Armen. Er lächelt nicht, liegt halb unterm Tisch, die Beine von sich gestreckt. Ohne Zweifel ist er größer und breiter als ich. Unwillkürlich rückt ich meinen Stuhl etwas von ihm ab und stelle den Schulranzen unter den Tisch.

»Natürlich ist das in Deutschland, ihr Lieben«, erklärt Herr Bausch. »Das ist fast am Rhein. In der Nähe von Karlsruhe. Ich werde morgen eine Deutschland-Karte mitbringen, dann können wir uns das zusammen ansehen.« Er faltet die Hände und dreht sich um. Sofort spüre ich die Blicke aller auf mir. Aus meinem Bauch steigt eine unangenehme Hitze auf, wie Dampf in einem Teekessel. Der Wunsch, im Boden zu versinken, unsichtbar zu werden, ist enorm. Stattdessen nutzt mein Nachbar den Moment, um mein Mäppchen in seine Pranken zu nehmen und unter Aufbieten offensichtlich enormer Kräfte einiges darin in mindestens zwei Teile zu brechen.

»Damit du es weißt, der Chef hier bin ich. Alle machen, was ich sage«, flüstert er mir ins Ohr. Sein Atem riecht nach Leberwurstbrot. Vorsichtig legt er das Mäppchen auf den Tisch. »Das ist wohl

runtergefallen, was? Ist ja einiges drin kaputt.« Ich nicke. »Wenn du mein Freund wirst, geht bestimmt nie mehr etwas kaputt.« Ich spüre seinen Blick an meiner Schläfe und nicke erneut. Vehement meldet sich meine Blase. Fast meine ich, auf der Stelle in die Hose pinkeln zu müssen. Sofort hebe ich die Hand und schnippe mit den Fingern. Herr Bausch dreht sich und lächelt.

»Ja, Heinrich?«

»Entschuldigung, aber ich muss mal dringend austreten. Darf ich?«

»Aber natürlich. Klaus, geh bitte mit und zeig Heinrich die Toiletten.«

Klaus? Als sich mein Nachbar erhebt, krampft sich in mir alles zusammen.

»Klar, mach ich, Herr Bausch. Komm, gehen wir.«

Wir gehen. Mein Harndrang weicht einer stetig größer werdenden Angst, je näher wir der Toilette kommen, die eine Treppe tiefer in einem Zwischengang liegt. Ich verschließe die Tür der kleinen Kabine und denke krampfhaft an Flucht. Irgendeine Möglichkeit, dieser Situation, dieser Schule zu entkommen. Ich sehne mich nach Mama Mutter, nach einer Hand auf dem Hinterkopf, die mich beruhigen kann, aber da ist nichts. Nur die weißen Wände einer kleinen Schultoilette. Und vor der Tür ein Junge namens Klaus, der meine Angst bestimmt riechen kann. Ich starre in die Kloschüssel, zerre am Gürtel, aber ich muss nicht mehr pinkeln, also drücke ich aus Verlegenheit die Wasserspülung. »Beeil dich!«, ruft Klaus durch die Tür.

»Ja«, krächze ich. In der Toilette bleiben will ich nicht. Kurzentschlossen öffne ich die Tür und versuche, mich schnell an ihm vorbei zu drücken. Er steht jedoch genau davor, frontal und breit, mit einem Grinsen. Seine Faust landet in meinem Unterbauch. Die Wucht drückt mich rückwärts in die Kabine und ich lande zwischen Kloschüssel und weißer Wand. Wie eine Welle breitet sich der Schmerz aus. Mein Frühstück kommt hoch. Klaus springt mit einem Schrei auf die Seite. »Boah, du Drecksau!«, schreit er. Ich sehe nicht auf. Wieder ein Schwung. Wenn es exemplarische Momente von Einsamkeit gibt, dann ist dies wieder einer. Hilfe ist nicht zu erwarten. Mit beiden Händen stütze ich mich auf den Fliesen ab, betrachte die vollgekotzten Handrücken, ziehe Luft durch die Nase, wie vor dem Ertrinken. Die Tränen kommen, ein Schluchzen, dann weine ich. Klaus renne hinaus. Ich höre die Tür ins Schloss fallen. Was soll ich tun? Es endet damit, dass mich ein älterer Schüler findet, einen Lehrer holt und ich für diesen ersten Schultag nach Hause darf. Natürlich, sagen die Erwachsenen, erster Schultag, neue Schule, nach einem Umzug in eine fremde Umgebung, da kann einem schon mal schlecht werden. Normale Reaktion, höre ich hier und da. Meine Mutter kocht Fencheltee, Reissuppe. Das wird schon, sagt sie, das wird schon. Ist ja alles neu. Ich nicke und ahne, es wird wohl nicht.

»Können wir zurück?« frage ich Mama am Abendbrottisch. »Ich will nicht hier wohnen.«

Mama setzt sich neben mich. Sie sucht nach Worten. Inzwischen kenne ich diesen Blick. Das bedeutet, ein Schicksal oder ein Gott hat die Tür der Rückkehr verschlossen. Zugemauert.

»Wir sind hier wegen Papa«, sagt sie dann. Ihre Stimme ist so zerbrechlich wie trockenes Herbstlaub. »Wir beide, Heinrich, wollen hoffen, dass alles gut geht. Wir wollen alles dafür tun. Du und ich.«

»Wo ist Papa?« Die Frage trifft sie. Drei Gedecke auf dem Tisch. Sein Platz ist leer.

»Er ist doch jetzt Chef und alles ist neu. Da muss er viel arbeiten. Damit es uns gut geht«, antwortet sie tonlos.

»Mir geht es aber nicht gut, Mama«, erwidere ich. Sie schweigt, ihre Finger malen Kreise in meinen Haaren.

Am zweiten Tag stehe ich früh auf und stelle mich vor den kleinen Kalender. Dienstag, 10. September 1974. Ich reiße das Blatt ab und werfe es in den Papierkorb. Schon bin ich einen Tag weiter. Mittwoch. Vielleicht wird es an diesem Mittwoch einfacher.

»Mama, heute ist Mittwoch.«

Sie blickt kurz auf den Küchenkalender. »Wie kommst du denn da drauf? Gestern war dein erster Schultag. Ein Montag. Also ist heute Dienstag.«

»Nein, auf meinem Kalender ist heute Mittwoch.«

Sie zieht die linke Augenbraue hoch oben und steckt ein Vollkornbrot in meine Brotpapiertüte. »Iss das Brot auf. Wenn du mehr Hunger hast, mache ich dir morgen zwei Brote.«

»Mh.«

Sie sieht mich an. »Wenn bei mir Freitag ist, müsste auf deinem Kalender ja schon Samstag sein. Hast du dann schulfrei?«

Ich überlege. »Am meinem Samstag könnte ich ja den Dienstag nachholen.«

Sie grinst. »Aber ja, warum nicht?« Vorsichtig schlürfe ich den Kakao. Mutters Hand taucht in mein Blickfeld, legt das eingepackte Brot ab und landet auf meinem Kopf. »Das wird schon alles gut werden. Sollst mal sehen, bald hast du Freunde, mit denen wirst du dich gut verstehen.« Der Kakaoduft steigt in meine Nase. Was bleibt anderes übrig als zu nicken? Wie soll ich ihr von der Angst erzählen? Sie nimmt mir die Tasse ab. »Du musst gehen. Es wird Zeit.« Ich will nicht gehen. Die Uhr zeigt halb acht. Mutter steckt das Brot in die Außentasche, küsst mich auf die Backe. »Pass auf dich auf, Heinrich.«

Meine Angst verlängert den Weg zur Schule auf eine besondere Weise. Hinter jeder Gardine, jedem Rollladen, in jedem Auto, das an mir vorbeifährt, vermute ich einen Klaus. Wie viele es von ihnen noch gibt, vermag ich nur zu erahnen. Aber mit Sicherheit viele. Als ich beim kleinen Malergeschäft um die Ecke biege, steht wie aus dem Nichts hergezaubert ein Junge vor mir.

»Ich bin der Cäsar«, vermeldet er laut. »Und du?«

»Heinrich.«

»Gehst du auch in die Hauptschule?«

Ich schüttle den Kopf. »Nein. In die dritte Klasse.«

»He!«, ruft er und reißt die Augen auf. »Du bist aber fast so groß wie ich! Bist du auf dem Stuhl kleben geblieben?«

Ich bin mir nicht sicher, was er mit „kleben geblieben“ meint, traue mich aber nicht, es zuzugeben. »Nein«, sage ich entschieden. Cäsar kneift ein Auge zu und stülpt die Lippen vor.

»Na gut. Ist ja auch egal. Gehen wir zusammen?« Ich bin froh, das zu hören. Bis zur Schule sind es etwa dreißig Minuten. Diesen Weg gemeinsam gehen, kann nicht schaden. Doch schon nach wenigen Metern bereue ich meinen Entschluss. Cäsar geht stark nach vorne gebeugt. Nur der nächste schnelle Schritt verhindert ein Umfallen. Und er keucht. Ab und zu wächst ein Speichelfaden aus seinem Mundwinkel, den er schlürfend wieder einsaugt. »Wenn du mal Hilfe brauchst«, beginnt er unvermittelt, »dann rufst du mich. Ich hab eintausend Freunde in Bremen. Die kommen dann und wir schlagen alles zu Bruch.«

»Oh«, fällt mir nur ein.

»Ja«, bestätigt er. »Und in Frankfurt hab ich noch mehr Kumpels. Einer schlimmer als der andere.« Ich spüre seinen Blick auf mir, starre aber weiter auf die Bürgersteigplatten. Jede zweite zu treffen mit meinen Schuhen, ist gar nicht so einfach. Dann denke ich an Gajus Julius Cäsar, den hochgewachsenen Mann mit der Hakennase aus den Asterix-Heftchen.

»Warum heißt du Cäsar?«, rutscht es mir raus.

»Ach«, er schlürft den Speichelfaden hoch, »eigentlich heiße ich Joachim, aber Cäsar hat die ganzen Legionen. So wie ich meine Banden überall. Ich bin ihr Cäsar.«

»Hm«, mache ich, denn mehr fällt mir nicht dazu ein. Eine Ahnung kroch langsam durch meinen Kopf. Er ist so was wie mein Sitznachbar ‚Klaus‘, nur auf eine andere Art.

»Willst du mich heute Nachmittag besuchen?«, fragt er, kurz bevor wir die Schule erreichen. Ich weiß meine Antwort und ohrfeige mich schon jetzt dafür.

»Ich muss erst Hausaufgaben machen.«

»Oh, Klasse. Das Haus neben dem Malergeschäft. Klingelste einfach bei Müller.«

Ich spüre das Bauchweh kommen und verfluche mich.

Die Hausaufgaben erledige ich am Esstisch. Erdkunde. Zeichne Deutschland und seine großen Flüsse. Nicht schwer und ich komme schnell voran. Mama steht in der Küche, trocknet das Geschirr. Ab und zu sieht sie aus dem Fenster. Sie ist so weit weg. Viel weiter als die Spüle, weiter als die paar Meter in die Küche. Ich spüre deutlich, dass Mama alleine ist. Es umgibt sie wie eine Aura, ein Schatten auf dem Linoleumboden. Er zerrt an ihr und hält sie immer wieder fest. Die Bewegungen ihrer Füße verlangsamen sich, das Abtrocknen wird zäher. Dann hört es wieder auf und sie bemerkt meine Blicke. Lächelt mich an. Ich werde traurig. Aber warum? Warum jetzt eine Träne? Dann zwei. Mama sieht es nicht und ich bin froh. Mama ist allein. Ich bin allein. Diese Gedanken bewegen meinen Blaustift, der dem Rhein bei Wiesbaden einen Linksknick gibt. Mach

schnell weiter, treibe ich mich an und spüre Mamas Hand auf meinem Kopf. »Das machst du wirklich gut, Heinrich. Ich bin stolz auf dich.« Ich schlucke den Kloß hinunter. Wünsche die Tränen weg, die so dicht hinter den Augen stehen. Ihre Finger kraulen durch meine Haare. »Hast du noch etwas anderes auf?«, fragt sie leise.

»Rechnen. Aber das kann ich«, sage ich und sehe sie an. Ihr sommersprossiges Gesicht steht gegen das helle Fenster. »Mama?«

»Hm?«

»Ich hab einen Jungen kennengelernt. Er heißt Joachim und ich kann ihn heute besuchen, hat er gesagt.«

Sie zieht beide Augenbrauen hoch. »Das ist doch schön. Ist er in deiner Klasse?«

»Nein. In der fünften Klasse. In der Hauptschule.«

»Aha ... und wo wohnt er?«

»Neben dem Malergeschäft«, erkläre ich. »Darf ich hingehen?«

Sie nickt.

Sechs Klingeln und das Schild auf dem ‚Müller‘ steht, ist nur schwer zu entziffern. Es dauert, bis der Türsummer ertönt und ich die Glastür aufdrücken kann. Sie ist kaputt. In tausend Teile zersprungen. Nur ein Drahtgeflecht verhindert, dass sie sich auflöst. Es knirscht leicht beim Öffnen. Als ich in den Hausflur trete, fühlt es sich an, als wäre dies eine andere Welt. Ein Halbdunkel aus Gerüchen und Schatten. Unsichtbare Reste von dunklen Ahnungen, die immerzu Gestalt annehmen wollen. Eine kribbelnde Angst kriecht aus meinen Beinen nach oben und ich gehe keinen Schritt weiter. Dann öffnet sich gegenüber eine Tür. Das Licht einer Lampe fällt auf die Fliesen des Treppenhauses und ich wundere mich über eine Lampe um diese Uhrzeit, wo es doch draußen ein so heller und warmer Sommertag ist.

»Komm rein«, fordert mich ein kaum erkennbares Gesicht auf. Nur die Stimme ist jene von diesem Morgen. Also gebe ich mir einen Ruck. »Hallo«, sagt Joachim und schließt die Tür hinter mir. »Ich muss erst noch das Geschirr spülen«, meint er und verschwindet durch eine Glastür. Ich folge vorsichtig. Es ist die Küche und in ihr herrscht ein noch nie gesehenes Chaos. Auch hier brennt das Deckenlicht. Die Rollläden sind geschlossen. Zwei Stühle, mit Folienstücken die Risse und Löcher auf ihnen zugeklebt. »Setz dich.«

Ich registriere die Flecken auf den Stühlen. Marmelade? Ketchup? Vorsichtig setze ich mich auf die vordere Stuhlkante, in der Hoffnung, so meine Hose sauber halten zu können. Joachim stapelt Teile des Geschirrs vom Becken auf die Ablage und lässt Wasser ein. Dann fängt er an zu spülen. Da es keinen Platz für das Gespülte gibt, legt er ein dreckiges Handtuch auf den Tisch, zwischen Zeitungen, Eierschachteln, Gewürzstreuern und Briefen. Meine Angst ist verflogen. Dafür gluckert es in meinem Magen. Da ist es wieder, mein Bauchweh. »Soll ich dir helfen?«, frage ich vorsichtig.

»Nee, lass nur. Bin gleich fertig. Kannst ins Wohnzimmer gehen. Da haben wir ein Aquarium.«
Alles besser als hier, denke ich und suche das Wohnzimmer. Drei Holztüren. Alle mehr oder weniger kaputt. Löcher, Risse, abgeblätternes Furnier. Auf einer steht ‚W‘, das ‚C‘ hängt nach unten. Die Klinke der Wohnzimmertür ist schmierig und ich blicke entgeistert auf meine Hand. Etwas Fettiges? Der Zustand des Zimmers lässt mich den glänzenden Film auf meiner Hand vergessen. Es erinnert mich an einen großen Abfalleimer, in dem naturgemäß alles durcheinander liegt. Egal was. Zwar gibt es ein großes Fenster und der Rollladen ist hochgezogen, aber die dreckigen Scheiben und schmutzig-grauen Vorhänge dämpfen das Tageslicht erheblich. Davor thronte das Aquarium auf einem zierlichen Couchtisch. Allerdings ist das Wasser trübe und voller grünem Zeug, das aussieht wie Entengrütze. Ich stelle mich vor das Glas. Es stinkt nach faulen Eiern. Fische gibt es keine darin. Oder ich vermag sie nicht zu entdecken in der Brühe. Meine Hand wische ich mehrmals an der Lehne des Sessels ab, das wird gar nicht auffallen hier. Dann schaffe ich Platz auf der Couch und setze mich. Joachim kommt herein. »Tolles Aquarium, oder?«

»Ja«, antworte ich nickend, »aber ich habe keine Fische gesehen.«

»Sind alle tot. Weiß auch nicht, warum.«

Darauf weiß ich keine Antwort. Ein Aquarium ohne Fische? Zwischen all diesem Müll? Mama würde so etwas niemals zulassen. »Wo ist deine Mama?«, rutscht mir die Frage raus und schäme mich sogleich dafür. Vielleicht ist das der Grund für dieses heillose Durcheinander.

»Fort«, sagt Joachim und gräbt aus einer Ecke voller Zeitungen eine Spielesammlung aus.

»Ist sie arbeiten?«, hake ich nach. Er schiebt mit der Spielesammlung einen Großteil des Unrats vom Tisch.

»Mensch-ärgere-dich-nicht oder Halma?«

»Mensch-ärgere-dich-nicht«, wähle ich.

»Gut«, sagt er. »Ich nehme die roten Figuren.«

Wir spielten und vergessen die Zeit. Joachim schiebt gerade seine dritte Figur ins Haus als die Wohnungstür aufgeht und jemand hustend in den Flur tritt. »Scheiße«, flüstert er, hebt blitzschnell das Spielbrett an, kippt alle Figuren in die Schachtel und stülpt den Deckel über. Ein Gesicht taucht im Türrahmen auf und verschwindet wieder. »Du musst gehen«, fordert er mich auf. »Ich hab gar nicht auf die Uhr geguckt.«

»Ist das schlimm?«, frage ich erstaunt.

Er nimmt meine Hand und zieht mich in den Flur. Dort wartet das Gesicht und starrte uns an. Joachim bleibt abrupt stehen und ich laufe auf ihn drauf. Wir schweigen. Das Gesicht schweigt. Es ist so ungewöhnlich, dass ich meinen Blick nicht abwenden kann. So stelle ich mir tote Menschen vor. Mit eingefallenen Wangen, einem wildwachsenden Bart, schmalen Lippen, die

Augen tief. Arme, Beine, Bauch, das ist alles egal. Es gibt nur das Gesicht. Dann lächelt es und eine Reihe kaputter, gelber Zähne zwängt sich mir auf. Ich wende die Augen ab.

»Lass uns durch. Heinrich muss nach Hause«, sagt Joachim.

»So so, nach Hause«, sagt das Gesicht leise. »Wenn dein Freund schon mal hier ist, wieso habt ihr dann nicht mal die Wohnung aufgeräumt? Hä?«

»Räum doch selber auf«, erwidert Joachim. Im Halbdunkel sehe ich schemenhaft eine Faust auf seiner Brust landen. Wir stürzen beide wieder ins Wohnzimmer. Joachim liegt auf dem Rücken, die Augen aufgerissen. Er japst nach Luft, hechelt wie ein Hund und ich knie daneben, ohne eine Ahnung, wie ich ihm helfen kann. Bevor mir etwas in den Sinn kam, greift jemand meinen Oberarm, zieht daran und stellt mich im Treppenhaus ab. Ich stehe wieder in dieser anderen Welt der Schatten und Gerüche. Vor mir die Tür. Dahinter ist Stille. Für einen Moment. Dann hört ich Joachim laut ‚Nein!‘ rufen. Schreie folgen. Fast ist es, als könnte ich die Wut dieser Schreie riechen, als nähmen sie Gestalt an, schwer und sichtbar über mir, mich niederdrückend. Ich klinge. Ein schriller Ton. Schreie und Poltern, dann Ruhe. Erneut drücke ich den Knopf, nehme den Finger aber nicht mehr weg. Schritte nähern sich schnell. Ich lasse das Klingeln sein, renne zur Haustür, reiße sie auf und laufe nach Hause.

Die Tage wehen an mir vorbei, ohne dass sie mich interessieren. An keinem einzigen Schultag schaffe ich es, das Pausenbrot zu essen, denn Klaus und zwei seiner Kumpel aus der 3b nehmen es mir jeden Morgen ab. Zwei Wochen nach Schulbeginn überrascht Mama mich nach dem Frühstück mit einer pralleren Tüte und fünfzig Pfennig.

»Ich habe gelesen, dass es einen Kiosk gibt auf dem Pausenhof. Hier ...«, sie hebt das Geldstück vor meine Nase. »Wenn du magst, darfst du eine Tüte Kakao kaufen. Wenn er schmeckt, können wir darüber reden, ob du das jeden Tag möchtest.«

Unsicher mustere ich die fünfzig Pfennig. Ich ahne Unheil und stecke das Geld in die Hosentasche. »Danke, Mama.«

Sie grinst und gibt mir den Schulranzen. »Sag mal, hat sich dieser Junge nicht mehr gemeldet, bei dem du neulich warst?«, frage sie unerwartet.

Ich werde rot. »Ich glaube, er ist krank«, lüge ich.

Sie mustert mich. »Du kannst doch einfach mal klingeln. Wenn er krank ist, wird er sich vielleicht über Besuch freuen?«

»Mach ich, Mama.«

Sie nickt und gibt mir einen Kuss auf die Stirn. »Pass auf dich auf, Heinrich.«

Ich mache mich auf den Weg. Mit dem Zuschlagen der Haustür setzt das Bauchweh ein. Sie warten schon. Vor dem Schulgelände, neben den Bushäuschen. Klaus und seine zwei Kumpel. Es ist Ritual. Wenige Schritte vor den Dreien hole ich die Tüte aus dem Schulranzen und gebe sie Klaus. Dafür treten sie auf die Seite. Es ist ein Geschäft. Keine Haue für ein Brot.

»He!«, ruft Klaus und wiegt die Tüte in der Hand. »Warum ist die so schwer?« Er greift mir in den Nacken und zieht mich zurück.

»Sind zwei Brote drin«, erkläre ich.

»Zwei Brote?« Er lässt mich los und holt beide Brote raus. Er gibt mir die Tüte zurück und sie teilen sich ihre Beute auf. Ich schleiche mich davon.

In der großen Pause tritt Dirk an mich heran. Ein stiller Junge, der vorne vor dem Lehrerpult sitzt und kaum mehr als ‚Guten Tag‘ sagt. Herr Bausch musste ihn schon mehrmals direkt ansprechen, wenn er wollte, dass er ein wenig zum Unterricht beitrug. Und das, was er dann sagte, war meist falsch. Klaus meint, Dirk sei vor einem Jahr von einer anderen Schule gekommen und müsste eigentlich in der vierten Klasse sein. Ich glaube, niemand achtet auf Dirk, so klein und dünn wie er ist. Er hat immer die gleichen Kleider an. Braune Cordhose und orange-gelb geringelter Nicky-Pullover.

»He! Hallo Heinrich«, nuschelt er in mein Ohr. »Wo gehst du hin?«

»Zum Kiosk.«

Er schaut überrascht. »Echt? Darf ich mit?«

Was soll ich sagen? Ich will lieber alleine gehen. Aber Mama sagt immer, dass jeder Mensch wertvoll ist und ein Freund werden kann. »Ja. Geh ruhig mit. Ich will mir einen Kakao kaufen.«

»Hast du Geld?«

»Fünfzig Pfennig. Hat mir meine Mama heute Morgen zum ersten Mal gegeben.«

»Toll«, meint er.

Ich kaufe eine Dreiecktüte Kakao, schüttele und steche den Strohhalm hinein. Als ich ihn zum Mund führe, entdecke ich Dirks stieren Blick, der an der Kakaotüte klebt und jeder Bewegung folge. Ich stoppe. »Hast du Durst?«, frage ich ihn.

Dirk nickt. »Und Hunger«, schiebt er hinterher. »Hast du ein Brot?«

Ich gebe ihm den Kakao. »Hier, trink. Ich schenk ihn dir.«

Seine Augen beginnen zu leuchten und er nimmt vorsichtig die Tüte, als wäre sie eine Packung frischer Hühnereier. Das Ende des Strohhalms verschwindet in seinem Mund. Er saugt, lässt Luft rein, saugt und nach kurzer Zeit ist die Tüte leer. Achtlos wirft er sie auf den Boden. Ich hebe sie wieder auf und stecke sie in die Mülltonne.

»Warum hebst du die wieder auf?«, wundert er sich.

»Weil meine Mama das gesagt hat.«

»Was? Dass man Müll wieder aufhebt?«

Er lacht.

»Sie sagt, dass wir verantwortlich sind für unsere Welt.«

Dirk reibt sich den Bauch. »Hm, da muss ich drüber nachdenken«, meint er. »Aber sag mal, hast du jetzt ein Brot für mich?«

Ich schüttele den Kopf und erkläre ihm, warum nicht. Er schweigt und sieht mich lange an. Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll und bleibe einfach vor ihm stehen. Bis die Pausenglocke schrillt. Er packt mich am Arm und zieht mich ins Gebäude. »Danke für den Kakao«, sagt er.

Am nächsten Morgen folge ich wieder dem Ritual, hole die Tüte aus dem Ranzen und als Klaus zugreifen will, erscheinen zwei große Jungs hinter dem rechten Bushäuschen und kommen schnurstracks auf uns zu. Einer der beiden zieht etwas aus der Tasche. Mit einer schnellen Bewegung drückt er auf einen Knopf und aus diesem Etwas schnellt eine Klinge hervor. Der andere stellt sich neben mich. Er legt eine Hand auf meine Schulter. »Der hier«, beginnt er und nickt mir zu, »steht unter unserem persönlichen Schutz. Ab jetzt besorgt ihr euch die Brote von jemand anderem. Klar?« Ich zittere. Klaus und seine beiden Kumpel nicht minder. Sie nicken. »Noch ein einziges Mal, und wir schneiden euch die Finger ab«, sagt der Große neben mir. Sein Freund wendet die Klinge und lässt sie über die Fingerkuppen wandern. Ich bin beeindruckt und mache mir doch fast in die Hose. Klaus nickt immer noch. Meine zwei Beschützer knuffen ihn und seine Kumpel kräftig, dann verschwinden sie so schnell, wie sie gekommen sind. Zurück bleiben wir vier und starren uns an. Ich stecke die Tüte ein und gehe an ihnen vorbei zum Schulhof, wo ich auf Dirk treffe. Er grinst mich an. Die Hände in den Hosentaschen, wippt er vor und zurück.

»Na? Hast du die Hausaufgaben gemacht?«

Ich nicke. »Du nicht?«

»Nein. Keine Ahnung, wie das ging.«

Ich öffne den Schulranzen und nehme die Tüte raus. »Möchtest du ein Brot?«, frage ich und hole eine Schinken-Käse-Stulle raus. Seine Augen leuchten.

»Boah! Danke!« Er beißt herzhaft hinein, als läge seine letzte Mahlzeit drei Tage zurück.

»Ich kann dir bei deinen Hausaufgaben helfen«, schlage ich vor.

Dirk hörte abrupt mit dem Kauen auf und schluckt schnell. »Wirklich?«

»Ja. Du kommst jeden Tag nach der Schule zu mir. Ich muss aber meine Mama fragen.«

Er lächelt. Es klingelt und wir gehen in die Klasse.

Mutter hat ‚Ja‘ gesagt und ich nehme Dirk am nächsten Tag nach dem Unterricht mit. »Musst du nicht deiner Mama sagen, wo du bist?«, frage ich überrascht. »Meine Mama wäre ziemlich wütend, wenn ich einfach so mit zu dir ginge, ohne was zu sagen«, erkläre ich ihm. Dirk hebt einen Stein auf und wirft ihn gegen ein Verkehrsschild. Ich bin entsetzt.

»Meine Mama besucht heute den ganzen Tag meine Brüder«, erwidert er. Ich fühle mich in unserer neuen Umgebung wie auf einem anderen Planeten. Die Menschen sagen andauernd Sätze, die ich nicht einordnen kann, soweit außerhalb meiner Erfahrung findet deren Leben offenbar statt.

»Ach so.« Mehr fällt mir nicht ein. Zu meiner Überraschung und Dirks Freude, tischt Mama uns Pfannkuchen auf mit Schinken, Marmelade, Zucker und Zimt. Während Dirk die Pfannkuchen wie Obelix die gallischen Wildschweine verschlingt, sehen Mama und ich uns immer wieder an. Ihr Blick ebenso verwundert wie meiner.

»Du kannst aber essen«, sagt sie amüsiert. Dirk ist nicht sehr schüchtern und redet eine Menge, egal ob der Mund leer oder zum Bersten voll ist.

»Das schmeckt ja auch so gut.«

»Weiß deine Mama, dass du bei uns bist?«

»Nein, aber sie besucht Dirks Brüder«, antworte ich für ihn. Dirk nickt und legt den fünften oder sechsten Pfannkuchen auf seinen Teller.

»Oh, du hast mehrere Geschwister?«, hakt Mama nach.

»Fünf Brüder und drei Schwestern«, bestätigt er.

»Bestimmt alle älter und schon ausgezogen, wenn deine Mama sie besucht.« Mutter interessiert sich immer für die Menschen, was sie tun, wie es ihnen geht.

»Zwei Brüder wohnen bei meinem Alten und drei in Ossendorf im Jugendknast«, sagte Dirk trocken und streut Zucker auf den Pfannkuchen. Mama drückt ihren Rücken durch, hebt den Kopf und sieht mich an. Ich höre staunend zu. Bei ‚zwei Brüder wohnen bei meinem Alten‘, denke ich an die Jungs neben der Bushaltestelle.

»Im Jugendknast ... das heißt, sie haben etwas verbochen. Und deine Schwestern?«

»Ähm, die eine verkauft ihren Hintern, sagt mein Alter, und die beiden anderen sind schon verheiratet.« Dirk rollt den Pfannkuchen und steckt so viel in den Mund, wie nur irgend möglich. Mutter atmet hörbar ein. Für einen langen Moment verschließt sie die Augen, streckt sich und gießt ihre Kaffeetasse voll.

»Dirk, wenn du satt bist, wasch bitte deine Hände. Dann könnt ihr Hausaufgaben machen. Wenn ihr mit denen fertig seid, möchte ich mal drüber schauen. Danach habe ich noch einen kleinen Nachtsch für euch.«

Dirk grinst. In diesem Moment erkenne ich, dass sein Grinsen ein ganz anderes ist als das der meisten Menschen. Dirk grinst wie er redet. Er sagt, wie es ist. Ohne eine Geschichte drumherum. Ehrlich und frei heraus. Als ich abräume, hilft er mit, ohne dass ich ihn darum bitte. Er wäscht die Hände im Spülbecken, trocknet sie ab und Mama bedankt sich bei ihm dafür. Sie dreht sich um, räumt die Reste in den Kühlschrank und Dirk starrt sie mit großen Augen an, als käme der Weihnachtsmann aus dem Kamin. Ich sitze am Esstisch, Rechenbuch vor mir, das Deutschheft, öffne den Pelikan und freue mich. Mama ist ein helles Licht für mich und vielleicht auch jetzt für Dirk.

Zwei Wochen sehe ich Joachim nicht. Weder auf dem Schulweg noch irgendwo in der Schule. Klaus verhält sich still und redet kein Sterbenswörtchen mit mir. Dirk ist in diesen zwei Wochen

jeden Nachmittag bei uns. Erstaunt stelle ich fest, dass er sich im Unterricht ab und zu meldet. An einem Dienstag sagt Dirk, er müsse mit seiner Mutter zum Arzt und könne nicht mitkommen. So entschieße ich mich auf dem Heimweg, bei Joachim zu klingeln. Das Gesicht öffnet die kaputte Haustür. Bevor ich in die Verlegenheit komme, etwas zu sagen, fährt er mich an.

»Was willst du?!«

»Ich ...«

»Joachim ist nicht da«, raunt er. In diese Augen zu sehen ist mir unmöglich. Dunkle Höhlen. Schatten ihrer selbst. Stattdessen konzentriere ich mich auf die Klingeln.

»Er wollte mich mal besuchen«, lüge ich. »Wann kann er denn kommen?«

»Er ist im Krankenhaus.«

So muss ein sehr kranker Mensch aussehen, denke ich. »Sind Sie sein Papa?« Das Gesicht schweigt. Als hätte ich ihn überrascht mit dieser Frage. Dann fängt er sich. Seine Unterarme sind bedeckt mit blauen Striemen, wie Adern, die alle Arbeit eingestellt haben.

»Der Stiefbruder. Warum?«

»Kann ich ihn besuchen im Krankenhaus?«

Das Gesicht hustet ein Lachen. Einige Tropfen Spucke landen auf meiner Stirn und ich will nur noch weg von hier.

»Wenn du willst. Im Antonius-Krankenhaus«, spricht es und schlägt die Tür zu. Mir fällt ein großer Stein vom Herzen. Ich renne nach Hause und bin froh, doch nicht gelogen zu haben, als ich Mutter sagte, Joachim sei krank.

»Mama?«

»Ja?«

»Weißt du, wo das Antonius-Krankenhaus ist?«

»Nein, aber ich schau schnell im Telefonbuch.« Sie holt das dicke Kölner Telefonbuch, setzt sich zu mir an den Esstisch, blättert und schreibt schließlich die Adresse auf einen Zettel. »Was ist denn in diesem Krankenhaus?«

»Joachim ist dort. Den ich mal besucht habe.«

»Oh.« Sie macht große Augen und fährt sich über die Stirn. »Ich ahne, was du möchtest. Ihn besuchen.«

»Ja, das würde ich gerne.«

Mutter nickt. »Also gut. Ich spüle und du machst deine Hausaufgaben. Dann werden wir zusammen hingehen.«

Ich lächle und setze mich an die Deutsch-Hausaufgabe. Schreibt alle eure Lieblingsmärchen auf und wen ihr darin mögt und nicht mögt, sagte Herr Bausch. Ich mochte keine Märchen, und weiß nicht, was ich stattdessen schreiben soll. Lieber denke ich an Joachim.

Mutter kauft eine Flasche Orangensaft und einen Asterix. Das tut sie immer. Wenn wir jemanden besuchen, kauft sie eine Kleinigkeit. Meist Blumen oder ein paar Pralinen. Die Menschen mögen Aufmerksamkeiten, erklärt sie mir. Mit dem Fahrstuhl fahren wir in den dritten Stock und suchen Joachims Zimmer, aber es ist leer. Mutter fragt die Stationsschwester und die führt uns zu einem Raum mit einer Glaswand in dem Joachim neben einer Frau sitzt, die allerhand Papiere vor sich auf dem Tisch hat. »Sie müssen warten«, bittet die Schwester uns. Mutter nickt und wir setzen uns gegenüber der Glaswand auf die Stühle.

»Die Frau dort sieht sehr offiziell aus«, flüstert Mama. »Viele Papiere, Formulare, fein angezogen, Ledertasche. Ich glaube, das ist nichts Gutes.«

»Was ist ‚offiziell‘, Mama?«

Mit ihrem Arm um meiner Schulter zieht sie mich zu sich und beugt den Kopf. »Schau mal, Joachims ganzer Arm ist im Gips und seine Haare sind komisch geschnitten. Wie bei einer Operation«, erklärt sie. Ich versuche all das zu sehen und einen Sinn darin zu erkennen. »Offiziell heißt, dass der Mensch zum Beispiel von einem Amt kommt. Einem Rathaus oder einer Krankenkasse ...«

»Oder von einer Schule?«

»... oder von einer Schule. Genau.«

Nach ein paar Minuten räumt die Frau ihre Papiere zusammen, steckt alles in die Ledertasche, steht auf und tätschelt Joachims gesunde Schulter. Dann geht sie zur Tür, öffnet und bleibt stehen. Ihr Blick entdeckt uns. Es ist genau zu sehen, dass sie Mama und mich mit ihm in Verbindung bringt. Sie tritt heraus, schließt die Tür und setzt sich neben Mama. »Gehören Sie zu Joachim Müller?«, fragt sie ohne Umschweife.

»Nicht direkt. Mein Sohn war einmal bei ihm zuhause und hat wohl erfahren, dass er im Krankenhaus ist. Wir sind hier, um ihn zu besuchen«, erwidert Mama. Die offizielle Frau tut gar nichts. Weder nicken noch sonst wie reagieren. Joachim sitzt regungslos auf dem Stuhl und starrte aus dem Fenster.

»Was ist passiert?«, unterbricht Mutter die Stille. Die Frau senkt den Blick, streckt die Finger beider Hände. Ihr Kopf hebt sich.

»Wann hat ihr Sohn Joachim besucht?«

Mutter überlegt, blickt mich abwesend an. »Vor zwei Wochen, denke ich. Oder, Heinrich?«

Ich nicke, hätte aber auch freiwillig einen Handstand gemacht, nur um abhauen zu können. Die nächste Frage richtet sie direkt an mich.

»Also kurz nach Schulbeginn. Heinrich, heißt du, hab ich das richtig verstanden?« Meine Blase meldet sich abrupt. Mir wird übel. Ich nicke leicht. »Ist dir da was aufgefallen?«, bohrt sie tief in mein Gewissen. Mein Zögern fällt auf. Mamas Hand landet auf meinem Kopf.

»Wenn du etwas gesehen hast, sag es einfach, Heinrich. Niemand tut dir etwas und für Joachim ist es vielleicht wichtig.«

Mein Herz klopft wie Mutter den Spätzleteig. »Sein Stiefbruder ...« »Ja?« War das Mutters Stimme? Ich weiß es nicht genau. »Er hat ihn verprügelt. Durch die Tür hab ich es gehört. Dann habe ich geklingelt, weil ich wollte, dass es aufhört, aber es hat dann nicht aufgehört und Joachim hat geschrien, aber dann hat es doch aufgehört, weil ich hab noch mal geklingelt ...« Mutter zieht mich auf ihren Schoß und drückt mich an sich.

»Pst ... ist alles gut.«

Ich fange an zu heulen. Es ist wie ein Krampf.

Die Frau hat Mutter etwas zugeflüstert, sich bedankt und verabschiedet. Wir gehen zu Joachim ins Zimmer. Mama setzt sich neben ihn, zieht mich auf den Schoß. Aus ihrer Tasche nimmt sie den Orangensaft und das Asterix-Heftchen. »Hallo, Joachim«, sagt sie leise. »Du kennst mich nicht. Ich bin Heinrichs Mama. Er hat mir erzählt, du bist im Krankenhaus. Da dachten wir, es kann ja nicht schaden, mal vorbeizukommen. Wir haben dir etwas mitgebracht. Damit du schneller gesund wirst.«

Joachim dreht den Kopf und sieht uns an. Auf seiner Stirn zieht sich eine genähte Narbe Richtung Scheitel. Die Haare sind links und rechts abrasiert. Unwillkürlich hebt Mama die Hand und will sie auf Joachims Arm legen. Er zieht ihn zurück. Ich will etwas sagen, dies und das reden. Dann fallen mir all die Freunde in Bremen und Frankfurt ein, einer schlimmer als der andere. Sie lösen sich in Luft auf. Es gibt nur Joachim. »Die Frau hat gesagt, du musst noch mindestens zwei Wochen hier bleiben. Dann ist dein Arm wieder verheilt. Was meinst du, sollen wir dich besuchen kommen? Vielleicht alle zwei Tage?« Ich staune über Mamas Vorschlag. Zwei Wochen, alle zwei Tage ... sieben Besuche. Und was wird passieren, wenn Joachims Stiefbruder ebenfalls auf die Idee kommt? Joachim nickt. Dann steht er auf und geht raus. Mutters Hand liegt auf dem Tisch, mit der anderen drückt sie mich. Ein dicker Kloß wächst in meinem Hals.

Als wir nach Hause kommen, fühlt sich die Wohnung kälter an. Mutter schweigt. Hat im Bus nicht geredet, nichts auf dem Weg von der Haltestelle in die Wohnung. Schließt die Tür auf und zieht ihre Strickweste aus.

»Wasch dir bitte die Hände, Heinrich.« Das tue ich und setze mich an den Esstisch. Geschirr klappert in der Küche. Sie kommt mit Brettchen, Besteck, einem Glas Gurken, holt Schwarzbrot und Käse, ein kleines Stück Fleischwurst. Sie tut all das schweigend. Ich spüre ihre Abwesenheit, als sei sie ein Geist. Wie soll ich sie erreichen?

»Was wird mit Joachim passieren, Mama?«, durchbreche ich die Stille. Sie atmet tief ein und aus, stützt sich auf die Stuhllehne.

»Das war eine Frau vom Jugendamt, Heinrich. Wenn die Eltern nicht mehr für die Kinder sorgen können, dann muss das Jugendamt etwas tun. Das ist bei Joachim wohl der Fall. Er muss in ein Jugendheim.«

»Ist das schlimm?«

»Das ... das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß es nicht. Ich hoffe ...« Sie schluckt hörbar. »Ich hoffe, dass alles gut wird.« Jugendheim. Weit weg von Mama. Mich fröstelt. Was wäre, wenn Papa nicht mehr käme?, frage ich mich. Und Mama krank würde. Dann käme ich auch in ein Jugendheim.

»Wann kommt Papa?«, frage ich schnell.

»Er ist in Aachen. Die Reinigung kann die ganze Nacht dauern, hat er gesagt.« Mama setzt sich mir gegenüber, die Hände so weit ausgestreckt, dass ich meine unter ihre schieben kann. Sie sind warm und weich.

»Warum muss Papa so viel arbeiten?«

»Damit es uns gut geht. Denk an das Zimmer bei Oma in Pforzheim. Wie eng das war.« Ich nicke. Aber an dem, was sie gesagt hat, stimmt etwas nicht. Ich überlege lange. Ihre Finger krauteln meine Handrücken. Was ich sagen will, lässt meinen Magen krampfen. Darf ich das?

»Mama?«

»Hm?«

»Manchmal höre ich dich weinen. Wenn ich im Zimmer bin. Bist du traurig wegen mir?«

Sie starrt mich entgeistert an. Zieht ihre Hände weg, steht auf, verschwindet im Schlafzimmer und macht die Tür zu. Ich starre auf Käse, Gurken, Brot, meine Hände, die nun kühler werden. Die Stille in der Wohnung ist gewaltig.

Mama hat mich eine Woche lang zur Schule gebracht. Ich wollte nicht mehr gehen. Das Bett war meine Insel, die Decke über dem Kopf. Den Wecker habe ich ignoriert. Sie kam immer mehrmals ins Zimmer, krautelte mich, sagte, dass das Leben mehr Zeit brauche, um richtig zu laufen. Versprach mir Pfannkuchen zum Frühstück. Sie wusch mich, zog mich an. Dann gingen wir los. Außerhalb der Sichtweite des Busbahnhofs blieb sie stehen und gab mir einen Kuss.

»Die anderen werden vielleicht lachen, wenn sie mich an deiner Hand sehen«, erklärte sie.

Am letzten Tag in dieser Woche stellt sich Herr Bausch mit gütigem Lächeln vor die Klasse. »Liebe Kinder, leider muss ich euch sagen, dass Dirk nicht mehr kommt. Er, äh, ist zu seinem Vater gezogen. Seine Mutter ist offenbar sehr krank.« Andauernd mit dem Kopf nickend, den Mund zusammengepresst, mustert er uns. »Das ist sehr traurig und wir wünschen Dirk alles Gute«, schiebt er nach.

»Den wollte hier sowieso keiner«, ruft Klaus. Ich schiebe den Stuhl zurück, stehe auf und schlage Klaus mit allem, was ich an Kraft aufbieten kann, die Faust an die Schläfe. Er kippt vom Stuhl und bleibt regungslos liegen. Langsam setze ich mich wieder und blicke der Reihe nach in die Augen aller anderen.

Kapitel 12

Alles Gute

»Alles Gute«, flüstert Mama in mein Ohr. Bin ich noch im Traum? »Komm, Heinrich, aufstehen. Es geht wieder los.« Nein, kein Traum. Der erste Tag im neuen Schuljahr. Vierte Klasse. Nun einer der Großen. Und ich werde wirklich immer größer. Von Tag zu Tag, so kommt es mir vor. Oft klage ich über schmerzende Beine, aber Mama schickt mich in die warme Badewanne – und bald darauf in den Sport. Seit den Sommerferien gehe ich zweimal die Woche ins Handballtraining und ebenfalls zweimal in Leichtathletik. Ziemlich viel, aber ich habe Spaß; und merke schnell, dass mehr in mir schlummert, als die Menschen um mich herum ahnen. Ich stehe auf.

»Lass dich ansehen«, sagt Mama, legt Kleider zurecht und ich ziehe den Schlafanzug aus, tippe auf ihre Schulter. Gelbe Socken in der Hand, dreht sie sich um und stemmt die Hände in die Hüften. »In einem halben Jahr hast du mich erreicht, wenn du so weiterwächst. Und die Füße werden auch immer größer. Die Socken haben schon wieder ein Loch ...«, sie steckt den Zeigefinger durch. »Heinrich, Heinrich, wo ist nur der kleine Bub hin verschwunden?«

»Muss ich in die Schule?«, frage ich wider besseren Wissens. Sie legt den Kopf auf die Seite.

»Herr Bausch ist nicht mehr an der Schule. Du bekommst einen neuen Klassenlehrer. Ich bin mal gespannt. Du nicht auch?«

»Nein.«

Sie knufft mich. »Sei nicht so ein Griesgram. Zieh dich an und komm frühstücken.«

Es führt kein Weg dran vorbei, also wasche ich mich und ziehe die Kleider über. Das Toastbrot duftet schon. Mama sitzt mir gegenüber und fischt mit einer Gabel die Toastbrote aus dem neuen Gerät, das Papa letzte Woche gekauft hat. »Da hat er Mist gekauft«, seufzt sie. »Die Feder ist viel zu schwach.«

»Ist Papa schon früh weg?«

Mama nickt beiläufig, belegt die beiden Scheiben mit Käse und wickelt sie in Brotpapier. »Nach Meschede. Ein großes Schulzentrum aufmessen.«

»Dann hat er doch viel Arbeit. Das ist gut, oder?«

Sie sieht mich an und faltet die Kante der Tischdecke. »Natürlich, Heinrich ... ja, die Firma wächst so schnell ...« Ich überhöre nicht den Ton hinter Mamas Worten. Eine Unsicherheit, die ich nicht fassen kann, aber in ihren suchenden Blicken entdecke, bis sie am Brotpapier hängenblieben. »Du musst gehen, Heinrich. Vergiss deine Schulbrote nicht.« Ich nicke und stehe auf, einen Knoten im Magen. Mamas Gespür für Unheil ist wie das Gespür der Schwalben fürs Wetter. Mein Knoten und ich machen uns auf den Weg ins neue Schuljahr.

»Guten Morgen, Kinder! Ich bin der Herr Malz.« Groß, breitschultrig, die Hosenbeine viel zu lang und Arme bis zu den Knien.

»Guten Morgen, Herr Malz«, kommt es wie aus einem Mund.

»Der säuft«, setzt Andi flüsternd nach. Ich meine, meinen Ohren nicht zu trauen und schlage ihm auf den Oberschenkel. Er blickte mich an und nickt Richtung Tafel. »Die Nase ist so rot wie sein Hemd«, fährt er fort. »Ist wie bei meinem Alten. Ich schwöre.« Klaus ist hängengeblieben und Andi sitzt nun neben mir. Einen Kopf kleiner, blass, schmales Gesicht und schütteres, blondes Haar. Jeder erstbeste Windstoß fegt ihn von den Füßen. Dafür verfügt er über ein loses Mundwerk, das ihn immer wieder in prekäre Situationen bringt.

»Heute werden wir uns kennenlernen«, sagt Herr Malz und schreibt seinen Namen an die Tafel. »Wisst ihr, was das Wort Malz noch für eine Bedeutung hat, außer mein Nachname zu sein?« Stille in der Klasse. Er lächelt.

»Keine Ahnung«, sagt jemand in der vorderen Reihe.

»Daraus macht man Bier. Ohne Malz kein Bier.«

»Siehste?«, flüstert Andi. »Ich wusste es.«

Mit Schwung umrundet Herr Malz den Tisch und setzt sich auf die Platte, verschränkt beide Arme. »Und jetzt werde ich euch kennenlernen!«

Herr Malz ist ein guter Lehrer. So viel ist sicher. Er schimpft nicht, sieht nie von oben herab auf uns Wichte, setzt sich bei Problemen immer in unsere Mitte und kann so gut erklären, dass es selbst die ganz Doofen fast auf Anhieb verstehen. Da bleibt nur ein Problem, mit dem wir nicht umzugehen wissen. Ab der vierten Stunde schläft er hin und wieder ein. Anfangs vermuteten wir, er sei nun tot – oder zumindest auf dem Weg dorthin. Aber lautes Schnarchen überzeugte alle vom Gegenteil. Der Übergang vom Wachsein in den Schlafzustand erfolgt sehr abrupt. Herr Malz schafft nur drei Stunden zu stehen, zu erklären, mit seinen langen Armen Gegenstände in die Luft zu zeichnen, dann muss er sich setzen, ist sichtlich erschöpft, fast abwesend. Und noch etwas bemerke ich an ihm ...

Eines Tages gehen er und ich in den Kartenraum, ein entgegenkommendes Mädchen vor uns stolpert, fällt hin. Herr Malz hilft ihm wieder auf, ganz besorgt, fragt, ob alles in Ordnung sei, sortiert die Papiere auf dem Boden. Ich starre auf seinen hochgerutschten Pullover und entdecke eine Unmenge schlecht verheilte Wunden, lange Narben, Hautfetzen, dunkelrot, lila, bis hinunter ins Gesäß; in das mich seine weite Hose blicken lässt. Als das Mädchen alle Papiere beisammen hat und sich artig bedankt, bittet er es, beim nächsten Mal vorsichtiger zu sein und dreht sich zu mir um. Wir blicken uns in die Augen. Er weiß, was ich gesehen habe und ich, dass wir nun beide ein Geheimnis teilen. Schweigend setzen wir den Weg fort, suchen und finden die Reliefkarte von Europa, plappern Belangloses und gehen zurück.

Andi kennt unsere Wohnung wohl bald besser als sein Zuhause. Eines Tages fragte er nach dem Unterricht, ob er mich mal besuchen könnte, denn bei der einen oder anderen Aufgabe

gäbe es Schwierigkeiten. Bestimmt, sagte ich erfreut. Ab diesem Tag erledigten wir meist alle Hausaufgaben zusammen. An unserem Esstisch.

»Warum kommt Andi immer zu dir? Du gehst nie zu ihm«, fragte Mama. »Gibt es dafür einen Grund?« Ich überlegte. Einen Grund hatte er mir nie genannt. Am Verstehen der Aufgaben lag es nicht, denn damit hatte er keine Schwierigkeiten, war also nur Vorwand. »Ich glaube, er ist nicht gern zuhause.« Sie stutzte und setzte sich neben mich, blätterte in meinem Erdkundeheft.

»Ist er alleine?«

Markus fiel mir ein, sein Bruder Robert. Aber ich wusste nicht, ob es bei Andi ebenso war. »Sein Vater trinkt, hat er erzählt.« Mama sah mich genau an. Dann nickte sie, abwesend, ihr Blick wanderte in die Ferne. »Er ist immer willkommen«, sagte sie dann, drückte meinen Arm und stand auf. Schon im Türrahmen zur Küche, drehte sie sich noch einmal. »Heinrich?«

»Ja, Mama?«

»Ich bin sehr stolz auf dich.« Ich schluckte und fixierte schnell den eurasischen Teil des Kontinents auf dem Papier. Ein Träne landete auf meiner Bildunterschrift. Ural stand dort, die blaue Tinte verlief. Einem Erdbeben gleich rüttelte mich das tiefe Gefühl, allein zu sein. Allein wie Dirk aus der dritten Klasse oder Andi, Markus und Robert. Allein wie vielleicht auch Herr Malz ... und allein wie Mama. Mit dem Löschpapier trocknete ich den Ural und zog das Wort nach.

Der Herbst ist einfach so durch die Hintertür hereingekommen, kaum dass wir ihn auf ihn aufmerksam werden, umklammert er alles mit seiner nebligen Kälte. Schlotternd sitzt Andi neben mir auf einer der vielen Holzbänke des Schulhofs. »Ich geh rein. Mir ist arschkalt. Kommst du mit?« Ich schüttle den Kopf.

»Ich finde das schön. Geh du nur. Komm gleich nach.« Er reibt sich die Hände und stapft los. So wie er, machen es noch viele andere Schüler. Verbringen die Pause in der Aula. Von rechts sehe ich Herrn Malz kommen, direkt auf mich zu. Er pafft seine stinkenden, filterlosen Zigaretten. Eine nach der anderen. »Heinrich, darf ich mich setzen?«

Ich nicke und huste. Er sieht auf die Kippe und tritt sie unter der Bank aus. Von der Seite betrachtet, gleicht seine große rote, stark geäderte Nase ein wenig dem Nildelta. Durchsetzt mit tiefen Dellen, kraterähnlich. Und sogar auf den Wangen ziehen feine blaue Adern ihre Bahn, verzweigen, enden im fleischigen Nichts.

»Heinrich ...«, ich lausche gespannt. »Du hast das gesehen, was ich auf dem Rücken habe und hast dich vielleicht gewundert ... bist erschrocken darüber ...« Sein Blick ist an die Wand des Schulgebäudes gerichtet. Dann schaut er mich an. Unvermittelt. Mit seinen wasserblauen Augen. »Ich weiß, dass ich dir das erzählen kann. Du bist schon ein Großer.« Wieder nicke ich. Was soll ich sonst tun? »Im Krieg war das«, fährt er fort. »Ich war bei der Artillerie. Du weißt, was das ist?«

»Ja, ich weiß.«

»Ein Treffer in unsere Munitionskisten. Die Splitter haben mir den Rücken zerrissen. Viele davon stecken heute noch drin. In den Rippen.« Er seufzt, atmet tief ein und zieht eine Filterlose aus einer Schachtel. Dann erinnerte er sich wohl an mein Husten und behält sie zwischen den Fingern. »Siehst du meine Nase?«

»Ja, Herr Malz.«

»Ich trinke. Und ich schlafe ein. Ich will das nicht, aber ...« Er schweigt und die Pausenglocke schrillt. Ich bleibe sitzen, ebenso wie er. »Du darfst mir das nicht übel nehmen«, sagt er dann.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Tu ich nicht«, erwidere ich. »Und ich hab mich auch nicht erschrocken.« Er lächelt und zündet sich die Zigarette an. Dann klopfte er mir auf die Schulter.

»Zeit fürs Lernen«, sagt er und steht auf.

Ich überzeuge Andi, mit ins Handball- und Leichtathletiktraining zu gehen. Mein bestes Argument ist, dass er in dieser Zeit nicht zuhause wäre. Schon am nächsten Tag steht er neben mir auf dem Hallenboden. In diesen wenigen Monaten seit Beginn der vierten Klasse, spüre ich zum ersten Mal ein tiefes Band von Zuneigung, Abhängigkeit und so etwas wie Fürsorge für jemanden. Oder, um es mit Mamas Worten zu sagen: Andi ist wohl jetzt dein Freund. Die Angst, die sich immer wieder mir nichts, dir nichts von hinten an mich anschleicht, tritt langsam, aber sicher, in den Hintergrund. »Du hast einen Freund, Heinrich. Das freut mich für euch«, sagt Mama lächelnd. Was das bedeutet, ist mir nicht so ganz klar. Ich genieße diese Zeit wie ein warmes Bad an kalten Wintertagen. Egal ob in der Freizeit, dem Sport, in der Schule, wir kleben aneinander wie Kletten. Ich habe zwischendurch das Gefühl einen Bruder zu haben – und Mama möglicherweise einen zweiten Sohn. Kein einziges Mal nimmt Andi mich mit zu sich nach Hause. Er erzählt so gut wie nichts. Und ich frage nicht. Mama gibt mir morgens sogar fünfzig Pfennig für ihn mit, damit er sich ebenso Tüte Kakao kaufen kann. So auch an jenem Morgen, einige Tage nach den Winterferien.

»Gib mir das Geld, Heinrich. Ich renne schnell zum Kiosk«, drängelt er. Ich stopfe das Deutschbuch in den Ranzen. »Schnell! Ich muss pinkeln!« Seufzend hole ich die Fünfiger aus der Hosentasche. Er reißt sie mir aus der Hand und ist auch schon weg.

»Heinrich?« Ich sehe auf. Herr Malz schreibt gerade etwas ins Klassenbuch.

»Ja?!«

Er schaut her und grinst. »Komm mal bitte.« Die Klasse leert sich. Lärmend stürmen alle hinaus. Ich warte ab, bis Platz ist, dann gehe ich vor ans Lehrerpult. »Nimm dir einen Stuhl und setz dich neben mich«, fordert er mich auf, was ich gerne tue, denn Herr Malz ist zu meinem absoluten Lieblingslehrer geworden. Ich vertraue ihm voll und ganz. Und was er alles weiß ...

»Heinrich, ich habe deinen Aufsatz über Köln gelesen. Und er hat mich sehr beeindruckt. Es gibt einen Wettbewerb für Grundschüler, der nennt sich: „Schreibe etwas über deine Heimatstadt“. Da habe ich dich angemeldet.« Er schweigt und blickt mich erwartungsvoll an.

Wahrscheinlich mache ich große Augen, mit offenem Mund oder so etwas, denn er fängt an zu lachen.

»Wirklich?«

»Wirklich. Ich habe es gestern von Frau Schadt bekommen und an dich gedacht.«

»Danke, Herr Malz.« Ich werde rot. Er kratzt sich am Kopf und nickt, ohne etwas zu sagen, steckt seine Stifte ein und holt die Filterlosen aus der Ledertasche.

»Gerne, Heinrich. Und jetzt ab in die Pause.«

Ich stehe auf, stelle den Stuhl zurück und renne hinaus. Zu Andi. Das muss ich ihm unbedingt sagen. Ab durch den Haupteingang auf den Zwischenhof, die Treppe hoch zum Schulhof der Hauptschule, an dessen Beginn der Kiosk steht. Eine Unmenge Schüler davor. Andi ist nicht dabei. Wo könnte er sein? Nichts zu sehen von ihm. Und auch nicht von meinem Kakao. Niemand weiß etwas. Als ich um den Kiosk herumgehe, die beiden Fahrradhäuschen hinter mir lasse und auf dem Schulhof der Hauptschule stehe, entdecke ich Andi zwischen drei großen Jungs. Sie schubsen ihn wie einen Wasserball herum. Er stolpert immer wieder, wobei ihn der nächste auffängt und wieder von sich stößt. Sie lachen, ziehen über ihn her. Was kann ich tun? Gibt es hier keinen Lehrer?

»Heinrich!«

Er hat mich entdeckt und versucht zu entkommen. Ein Schlag in den Magen hält ihn davon ab. Andi knickt ein und liegt verkrümmt auf dem Boden. Neben einem der Jungen stehen die beiden Kakaotüten. Einer der Jungs tritt Andi in den Hintern, dann ziehen sie mit unseren Getränken ab. Ich spüre die Wut kommen, aus der Tiefe, die Explosion, und stürme schweigend los. Renne auf den Größten zu, dessen Faust in Andis Magengrube gelandet war, trete ihm von hinten in die Kniekehlen, worauf er sofort einknickt und fällt. Während er zu Boden geht, sitze ich in seinem Rücken, dann auf ihm, greife in die braunen Haare und schlage den Kopf wieder und wieder auf die Knochensteine. Eine Faust trifft mich an der Schläfe, aber da ist kein Schmerz, nur ein leichtes Wanken. Andi ist auf den Beinen und tritt einen der anderen ins Gemächt. Ich sehe Blut unter mir. Das Blut von Andis Peiniger. Es färbt die Steine rot. Dann plötzlich Andis Gesicht. Der Kopf ist immer noch in meiner Hand, landet weiter auf den Steinen.

»Heinrich! Hör auf! Heinrich!« Starke Hände ziehen mich weg. Lehrer, mehrere. Ich schlage wild um mich. Jemand gießt einen Eimer kaltes Wasser über mich. Der große Junge rührt sich nicht. Wie eine Eisenklammer drückt mich ein Arm fest an einen Körper, den ich nicht sehe. Eine Frau kommt und dreht den Jungen auf den Rücken, sagt mehrmals einen Namen, bis er reagiert. Ein anderer mit Verbandskoffer erreicht die Menge um uns, all die Mädchen und Jungs, mit Händen vor dem Mund, vor Entsetzen geweiteten Augen. Ich friere wie ein Schneider. Endlich entdecke ich Herrn Malz. Er nimmt mich diesem fremden Mann ab, auf seine langen und starken Arme, die mich halten. Dann weine ich und sehe durch die Tränen Andi hinter mir mit den Kakaotüten. Was habe ich getan? Was nur!?

Mama holte mich ab, nass wie ich bin, schweigt, während wir nach Hause gehen. Von einer Sekunde auf die andere ist alle Freude über meinen Aufsatz, Herrn Malz' Mitteilung, das empfundene Glück, in einem dunklen Loch verschwunden. Mein schlechtes Gewissen ziehe ich mit einer Kette hinter mir her. Es reißt an jeder meiner Körperfasern. Mama schweigt immer noch, als wir uns an den Esstisch setzen. An den Knien entdecke ich das Blut des anderen. Sie folgt meinem Blick. Dann steht sie auf und holt trockene Kleider.

»Hier, bitte zieh die an.«

Ich tue, was sie sagt. Sie legt die Hose ins Spülbecken, lässt Kaltwasser ein und streut Salz auf das Blut. Dann kommt sie mit schnellen Schritten aus der Küche, zieht mich vom Stuhl auf die Couch und setzt mich auf ihren Schoß, drückt mich fest an sich. So sitzen wir und sagen einfach nichts. Ihre Hand auf meinem Kopf, die ab und zu kraut. Vielleicht hat sie ihre Stimme verloren, denke ich, vielleicht wird sie jetzt nie mehr mit mir sprechen. Aber sie weiß wohl einfach nicht, was sie sagen soll. Vor dem Fenster wandern die Schatten und werden länger, bis sie mich von sich wegdrückt und ansieht.

»Erzähl mir mal, was du fühlst, bei so einem Ausbruch.« Das ist nicht schwer.

»Wut.« Sie überlegt.

»Du bist sehr gut in Erdkunde. Wenn die Wut ein großer Fluss sein kann, welcher von diesen großen Flüssen war deine Wut heute?«

»Der Nil.«

»Ist das der längste Fluss?« Ich nicke.

»Wo ist denn deine Wut, wenn sie nicht aus dir herausbricht?«

»Im Marianengraben.« Sie sieht mich überrascht an. »Was ist denn der Marianengraben?«

»Der tiefste Meeresgraben, den es gibt. Elf Kilometer unter der Wasseroberfläche. Dort ist es immer dunkel.« Mama atmet tief ein und aus.

»Hast du Angst, dass diese Wut aus dem Graben auftaucht?« Ich fange an zu weinen, will mich an sie schmiegen, aber sie wartet auf meine Antwort.

»Ja«, gebe ich zu. Ihre Arme umschließen mich fest.

»Wir müssen was gegen diese Wut tun«, erklärt sie. »Aber erst werde ich mit der Mama dieses Jungen telefonieren.« Mein Herz rutscht bis hinab in den Keller und mir wird elend schlecht.

Papa und Mama fahren am Abend dorthin. Gehirnerschütterung, hat ein Arzt im Krankenhaus gesagt. Platzwunde. Musste genäht werden. Ein Schüler der sechsten Klasse. Alle Eltern treffen sich tags darauf in der Schule, der Hergang wird aufgeschrieben. Andi hat ein sehr gutes Gedächtnis und berichtet intensiv von dem, was sich davor abspielte. Zeugen werden gesucht. Beide Seiten müssen sich entschuldigen, aber für mich bleibt ein Extrabonbon. Die Bekämpfung der Wut. Man einigt sich auf den Besuch bei einem Psychologen. Nach einer Woche gehe ich

wieder in die Schule. Andi holt mich ab. Auf der Hälfte des Weges stoppt er kurz und hält mich fest. »Weißt du, was mein Papa gesagt hat, Heinrich?« Es ist das erste Mal, dass er von daheim erzählt, von einem Gespräch, ich bin überrascht, dass dort überhaupt geredet wird.

»Nein. Was hat er denn gesagt?«

»Bring den mal mit. Der hat Eier in der Hose.«

»Ich hab was?« Andi lacht und greift sich in den Schritt.

»Mensch, du weißt schon. Eier, die zwei Murmeln da unten in deinem Sack.« Ich werde rot. Er lacht immer noch und hüpfte von einem Bein aufs andere. Dann bleibt er wieder stehen.

»Heinrich?«

»Mh?«

»Du hast mir geholfen ...«. Er nimmt mich in den Arm und drückt fest zu. Klar, immer, will ich sagen. Schweige aber. Stattdessen ziehe ich ihn weiter. So treffen wir in der Aula ein und ich spüre förmlich den Unterschied, fühle die Blicke, das Ausweichen der Anderen an engen Stellen, auf der Treppe, lausche dem Tuscheln. Was ist passiert? Andi schnieft, putzt sich die Nase. Niemand sagte etwas zu uns. In der Klasse machen sie Platz. Und diejenigen, die vorher gleichgültig waren, nur ein Hallo sprachen, lächeln scheu. Ich entdecke etwas in ihren Augen. Klaus fällt mir ein, der Sitzenbleiber. Plötzlich weiß ich, was es ist. Sie haben Angst. Sie fürchten mich. Vielleicht sogar uns beide. Aber das war es nicht, was ich wollte. Niemals. Und doch ... macht es mich unangreifbarer. Da kribbelt etwas in meinem Magen. Ich setze mich, lege das Deutschbuch auf den Tisch, lächle Andi an und knuffe ihn auf den Oberarm. Er packt ein Bonbon aus und reicht es mir. Herr Malz kommt, die Ledertasche unterm Arm. »Guten Morgen, meine Lieben!«

»Guten Morgen, Herr Malz!«, antwortet der Chor. Er trommelt mit zwei Fingern einen Takt auf sein breites Kinn. »Wisst ihr, wer heute Geburtstag hat?« Sein Kopf schiebt sich nach vorne. »Na? Keiner?« Niemand sagt etwas. Andi grinst mich an und hebt die Hand.

»Du?«, flüstere ich. Er nickt leicht. »Alles Gute, Andi.«

Kapitel 13

Werde mächtig

Sie zeigt den Zeitungsausschnitt herum. Ausriss aus dem Kölner Stadtanzeiger. Lokalteil. Ich greife nach dem Stück Papier, aber bevor ich es erreichen kann, schnappt es sich eine andere Hand. Das Gelächter nimmt zu. »Wer ist das?«, fragt ein Mädchen. Ihre Namen habe ich noch nicht alle verinnerlicht, denn die fünfte Klasse, in der Andi und ich nun seit anderthalb Wochen stecken, ist ein sehr zusammengewürfelter Haufen. »Bist du dämlich? Steht doch da! Rudolf Konstantin! Das ist Heinrichs Papa!«, erklärt einer. Ihr könnt mich mal, denke ich und drehe mich zur Tür. Zeit, den Klassenraum zu verlassen. Doch Andi wartet auf den richtigen Augenblick. Ich laufe los, höre Geschrei hinter mir, dann flitzt er vorbei, zur Tür hinaus.

»Komm, Heinrich! Ich hab's!«

Verwundert erkenne ich den Zeitungsausschnitt, wie er sich in Andis Hand flatternd den Flur entlang entfernt. Ich spurte los und hole ihn ein. Zusammen stürmen wir durch den Haupteingang und stoppen vor dem Ende der Überdachung. Es regnet in Strömen. Er gibt mir den Ausriss. »Was ist denn das, wenn ich fragen darf?«

»Natürlich darfst du fragen. Das ist mein Papa. Kennst du doch.«

Er verdreht die Augen. »Klar. Aber was ist das!?« Sein Finger landet auf der Badewanne, in die unzählige Hände Kölsch hineinkippen. In der Wanne ein Mann mit geringeltem Badeanzug im Stil der 1910er-Jahre. Weiß-blau. Das Bier schäumt. Die Wanne steht mitten auf der Straße, die unterbrochene Mittellinie direkt darunter. Betitelt ist der Artikel mit: *250ster Mitarbeiter! Chef lässt sich feiern auf Alteburger Straße!*

»Tja«, setze ich an, verzweifelt nach Worten suchend. »Genau das ist mein Papa.«

»Hm«, bringt Andi raus. Er zieht ein Feuerzeug aus der Tasche und zündet den Ausriss an. Im Nu ist nur noch Asche übrig.

»Danke«, sage ich.

»Komm, gehen wir wieder rein. Jetzt ham wir Englisch.« Ich folge ihm und bin mir nicht mehr sicher, auf der richtigen Schule zu sein oder etwa im richtigen Leben. Vielleicht gibt es ja irgendwo Parallelwelten und man vermisst mich dort. Leider stecke ich hier fest, fünfte Klasse, sechsendreißig Mädchen und Jungen aus diversen Stadtteilen. Sitzenbleiber darunter, unfeine Gestalten, der Horror. Andi und ich sitzen nebeneinander, direkt vor dem Lehrerpult. Die Lehrer an dieser Schule unterscheiden sich von Herrn Malz wie der Rhein vom Pazifik. Wir erreichen das Klassenzimmer und als Andi durch die Tür geht, landet eine Faust zwischen seinen Beinen. Er geht in die Knie, stöhnt. Ich konzentriere mich auf die linke Seite, reagiere zu spät, so trifft mich von rechts das große Tafellineal, schwarzweiß, Hartholz, mitten in mein Gemächt. Ein Blitz streckt mich nieder, schlagartige Übelkeit kommt und Krämpfe in der Leistengegend. Es ist weder mir

noch Andi möglich, aufzustehen. Ich denke daran, mich zu übergeben. Ein brauner Lederschuh stellt sich neben meinen Kopf.

»Was ist denn hier los?«

»Oh«, stöhnt Andi.

»Aufstehen. Wo sind wir denn?« Unter großem Gelächter kriechen wir auf allen Vieren zu unserem Tisch, drücken uns auf die Stühle. Die Übelkeit weicht nicht und es zuckt nach wie vor heftig im Schritt. »So, nachdem wir alle unseren Spaß hatten, holt eure Hausaufgaben raus. Wir sind ja nicht zum Vergnügen hier.« Arschloch, denke ich und greife in die Tasche. Ich beschließe, die Hausordnung in die eigene Hand zu nehmen und schlage das Heft auf. Immerhin ist es Freitag und in ein paar Stunden Wochenende.

»Sag mal, Heinrich, war das dein Vater gestern in der Zeitung?« Der Mann, dessen Kopf einer glänzenden Bowlingkugel ähnelt, weiß, dass es mein Vater war und fragt wohl nur, um mich zu demütigen. Dessen bin ich mir sicher. Sein feistes Grinsen spricht Bände.

»Das war er«, bestätige ich und lege den Zwanzigmarschein auf die Theke. Nasse Finger greifen nach dem Schein, stecken ihn in die Hemdtasche, dann trocknet er weiter Kölschgläser ab. »Na gut, dann sind die Schulden von gestern Abend ja beglichen. Sag deinem Vater einen Gruß. Heute Abend ist Chicago-Turnier. Der Gewinner kassiert 500 Mark.«

»Ja, sag ich ihm«, versichere ich und verschwinde aus der Kneipe. Draußen wartet Andi. Wir steigen auf die Räder und radeln zum Friedenspark, setzen uns dort auf die Wiese. Den großen Adler im Blick.

»Der ist so hässlich«, stellt Andi fest. »Wer den wohl da oben hin hat?«

»Andi, bist du dir sicher, dass es hier ist?«

Er nickte, zieht zwei Lutscher aus der Hosentasche, gibt mir einen davon, wickelt seinen aus und wirft das Plastik auf den Rasen. Ich hebe es wieder auf und stecke es ein. »Tschuldigung«, raunt er. »Ganz vergessen.«

Es tut sich nichts. Vogelgezwitscher, eine Gruppe Touristen aus einem asiatischen Land mit einer Menge Kameras umrunden den Klinkerbau, verschwinden wieder, dann ist Stille. »Er hat gesagt, am Fort, kurz vor zwölf Uhr. Samstag.«

»Das ist heute«, bestätige ich. »Und da ist das Fort und es ist kurz vor zwölf Uhr.«

Motorengeknatter hinter uns.

»Schau«, ruft Andi, schlägt mir auf die Schulter. Wir spähen um den Baum, auf dem Bauch liegend, die Lutscher im Mund. Zündapp, Hercules, Kreidler, zahllose Mopeds und Mofas tummeln sich auf der Straße, fahren kleine Kreise, die Fahrer drehen den Gashahn auf im Leerlauf, Fehlzündungen, Wolken von Abgasen ziehen durch den Oberländer Wall. Ein besonders bunt gekleideter Junge steigt von seiner Kreidler und wie auf ein Signal stellt der Rest die Motoren ab, bockt die kleinen Gefährte auf, dann zieht die Meute lautstark auf die Wiese.

»Siehste?«, freut Andi sich, »jetzt geht es gleich los.« Im Gegensatz zu ihm, sinkt meine Vorfreude. Ich versuche zu zählen, komme aber immer wieder draus, doch um die vierzig große Jungs sind es auf jeden Fall. Sie setzen oder legen sich, turnen, springen auf der Wiese herum, rülpfen, rauchen, brüllen und wir verhalten uns still, keine dreißig Meter entfernt. Andi stößt seinen Fuß gegen meinen. Aus der Richtung des Bahndamms kommt eine weitere Rotte. »Das sind die Trocadéros«, erklärt er flüsternd.

»Und die anderen heißen ... wie?«

»Barracudas.«

Ich kann es nicht glauben. Barracudas, Trocadéros, wieso geben sie sich solch dämliche Namen? Aber letztendlich ist das egal, denn hier und jetzt soll eine große Schlacht ausgetragen werden. Ähnlich dem Aufeinandertreffen der Großen Armee Napoleons mit dem Bündnis aus Preußen, Russland, Österreich und Schweden in der Völkerschlacht bei Leipzig. Die anrückenden Trocadéros sind in der Anzahl ebenbürtig. Nur älter, sehen verwegener aus. Mein klarer Favorit. Die Gegner stellen sich auf, bilden eine Reihe, die jeweiligen Anführer in der Mitte, etwas vorne stehend. Wie im Film, denke ich. Schreiend, fordernd, brüllend werfen sie sich gegenseitig Flüche und Häme an den Kopf; was der Vater des Einen mit der Mutter des Anderen anstellen will, und dass bald Blut flösse, es gebrochene Arme gäbe und man alles und jeden, Mann und Maus, in den Rhein triebe, um dort die Totenfahrt in die Nordsee aufzunehmen. Besser als im Film. Nach zehn Minuten verbaler Schlacht verstummen plötzlich alle. Wie auf Kommando. Andi und ich sahen uns fragend an. Im Augenwinkel entdecken wir einen Mann. Zwerg, würde Andi sagen. Ein sehr kleiner Mann eben. Lange, blonde Mähne, gewellt, O-Beine, schwere Motorradstiefel und eine Kutte mit großem, roten Kreuz aufgenäht. Black Shadows MC Cologne steht noch drauf.

»Oha«, sagt Andi. Um Längen besser als Kino, stelle ich fest und zittere vor Angst. Ich bin beeindruckt von der Totenstille der mehr als achtzig jungen Kerls. So viele, und doch so voller Furcht. Der kleine Mann geht bis zur Mitte zwischen beiden Banden, blickt einige Male nach links und rechts, dann winkt er die Anführer zu sich. Die trollen sich mit gesenktem Kopf in seine Richtung. Wir verstehen nicht, was er sagt, aber sie ziehen umgehend ihre Kutten aus. Mit einem schnellen Griff nimmt er ein großes Stilett aus der Hose, lässt die Klinge rausschnappen und schneidet beide Kutten in dutzende Fetzen. Routiniert steckt er die Klinge weg und sagt ein paar knappe Sätze. Mehr als achtzig größere und kleinere Jungs machen sich davon. Die Mopeds und Mofas klingen gar nicht mehr so laut. »Siehste«, sagt Andi mit erstaunter Stimme, »wenn du einen Namen hast, gelingt dir alles! Dann kann dir keiner was!« Davon bin ich noch nicht überzeugt, denn es wird sicher jemanden geben, vor dem dieser kleine Mann zittert, aber ab und zu mag das stimmen.

»Ich soll dir sagen, heute Abend gibt es ein Chicago-Turnier. Das Preisgeld sind 500 Mark.«

Papa schaut mich über den Rand seiner Kaffeetasse an. Dann setzt er sie ab, ohne etwas getrunken zu haben und blickt sich um. Ich weiß, dass dieser Blick Mama und ihren feinen Ohren gilt. »Wirklich?« Ich nicke.

»Hm.«

Seine Lippen bilden einen Strich. Die Stirn füllt sich mit Falten. »Ich muss eigentlich noch bei Heiermann die Büros putzen«, sagt er leise. »Frau Schmitz hat sich heute krank gemeldet und so schnell habe ich keinen Ersatz bekommen, aber ...«, sein Blick hellt sich auf.

»Ich hab keine Zeit, Papa«, sage ich vorsichtshalber. »Muss Hausaufgaben machen.«

»Ach was, Hausaufgaben kannst du auch noch morgen erledigen.« Sein auffordernder Blick macht klar, was folgt. »Ich nehme dich mit. Dann sind wir schneller fertig, und zur Belohnung lade ich dich zu Pommes und Schnitzel ein.« Ich zögere. Pommes und Schnitzel für mich und für ihn 500 Mark, wenn er gewinnt. »Die Stunde zehn Mark. Wär das was?«, erhöht er das Angebot.

»Fünfzehn Mark pro Stunde.« Er macht große Augen und grinst.

»Halsabschneider.« Ich schweige. Ist wie ein Schachspiel. Zwei Stunden putzen, dreißig Mark, Pommes und Schnitzel? Das ist fair. »Na gut«, willigt er ein und tätschelt meinen Kopf, schlürft den Kaffee leer und setzt die Tasse ab.

Mamas Zähneknirschen ist nicht zu überhören, aber schließlich will ich ja Papa helfen, was kann sie also dagegen haben? Das Bürogebäude ist groß, mehrere Etagen. Eine Spedition. Papa und ich machen einen Rundgang. Er notiert sich, was Frau Schmitz ruhig öfter hätte putzen können, etwa die Fensterbänke. Und dazu muss man natürlich auch die Blumentöpfe und Gießkannen verrücken. »Wenn man die Menschen nicht dauernd kontrolliert, werden sie nachlässig«, belehrt er mich. »Wenn sie sich dann gut mit den Kunden vor Ort verstehen, werden die auch nachlässig. Am Ende hat man den Scheiß.« Ich versuche noch, hinter den Sinn seiner Worte zu kommen, da schiebt er mich durch eine Tür. Gestank. Zumindest kein Duft von Veilchen und Rosen.

»Jedes Stockwerk hat zwei Herrentoiletten und zwei Damentoiletten. Drei Stockwerke und dazu ganz unten die Sanitärräume der LKW-Fahrer. Das ist heute dein Reich. Alle Toiletten putzen, die Urinale, die Trennwände, Klinken, Armaturen, Waschbecken, den Boden fegen und wischen. Und nicht zu vergessen: Mülleimer leeren, Papierhandtücher nachfüllen.«

»Die Toiletten?« Er legt die Hand auf meine Schulter.

»Natürlich. Du darfst nie vergessen: du bist der Sohn vom Chef. Nur wenn du ganz unten anfängst, respektieren dich die anderen. Damit zeigst du, dass du einer von ihnen bist. Dann werden sie es gerne tun, denn sie wissen, du weißt, wovon du sprichst.«

»Aha.«

»Ich mache eine Toilette mit dir zusammen, dann siehst du, auf was es ankommt«, muntert er mich auf. Was bleibt mir anderes übrig? Also Handschuhe an und los geht es. Ich stelle fest, dass

die Arbeit nicht schwer ist, aber die meisten Menschen tatsächlich sehr nachlässig, in dem was sie tun. Vor allem auf den Toiletten, die nicht ihre eigenen sind. Bisher nahm ich an, dass Männer mehr Schmutz verursachen, da alle im Stehen pinkeln oder nicht zielen können und die Stehpinkler machen es ja nicht sauber, immer ihre Mütter oder Frauen, so Mamas Theorie; die sich mit meinen realen Beobachtungen decken. In diesen Toiletten entdecke und verinnerliche ich den Sinn ihrer Anweisung, immer im Sitzen zu pinkeln. Nur das ist logisch. Dass aber Frauentoiletten nicht minder dreckig sein können, überrascht mich sehr. Vor allem der Gestank treibt mich anfangs zur Tür hinaus. Ich weiß nicht, was so derart bestialisch riechen kann. Papa klärte mich auf. Im doppelten Sinne.

»Binden«, sagt er, »Tampons, vollgeblutete Unterhosen, einfach in den Mülleimer geworfen, oder im Klo versenkt, das nun verstopft ist.« Ich verstehe nicht und das Fragezeichen über meinem Kopf leuchtet stark. Er lacht. »Wenn Frauen in die Pubertät kommen, beginnen sie zu menstruieren. So etwa alle vier Wochen wird Gewebe abgestoßen, mit Blut vermengt. Das muss ja irgendwohin. Verstehste? Also gibt es so gepressten Zellstoff, den sie sich da unten reinstecken«, und deutet mit dem Finger auf seinen Schritt. »Wenn das vollgesogen ist, muss man es auswechseln. Es landet bestenfalls im Mülleimer. Blut zersetzt sich sehr schnell und ...«, er fächerte sich Luft zu. Jetzt verstehe ich.

»Blutet Mama auch?« Er sieht mich erstaunt an.

»Natürlich.«

»Bei uns stinkt es aber nicht.«

»Gott bewahre, deine Mutter ist eine sehr gute und reinliche Hausfrau.«

Ich gehe vor die Tür, um wohlriechende Stadtluft einzuatmen, dann mache ich mich wieder an die Arbeit. Mama blutet, denke ich. Alle vier Wochen?! Muss sie dann nicht irgendwann sterben? Ich erschrecke. Aber nein, sie ist immerhin schon dreißig, lebt noch und sieht ziemlich gut aus.

Drei Stunden später und dreißig Mark reicher, stehe ich in der Chlodwig-Schänke, Papa hat das erste Kölsch in der Hand, ich ein Spezi. Den Wirt nennen alle nur Hermann, den Cherusker. Warum, bleibt mir verborgen, aber es ist der Mann, dessen Kopf einer glänzenden Bowling-Kugel gleicht. Mit Schwung stellt er einen Teller auf den Tisch, zwei große Wiener Schnitzel, einen Berg Pommes, Zitrone, das Alibi-Salatblatt. Ich bin zufrieden und beobachte die Männer, wie sie lachen, grölen, eine Zigarette nach der anderen paffen, in Gruppen an den Tischen sitzen und Chicago würfeln. An der Wand steht ein abgemagerter, knochig aussehender Kerl, der auf einer Tafel die Ergebnisse des Turniers notiert. Aus einer Ketchup-Flasche presse ich mehrere Streifen auf die Pommes und beginne zu essen. Nach drei Stunden Toiletten reinigen, schmeckt es besonders gut und die Stimmung in der Kneipe gefällt mir. Die Männer haben ihren Spaß, auch wenn sich die Räumlichkeiten zusehends mit Zigarettenqualm füllen. Hermann, der Cherusker hat alle Hände voll zu tun, die Nachfrage nach Bier und Korn zu erfüllen. Ein Blick auf

die Tafel zeigt, dass Papa gut im Rennen liegt. Ich bringe den leeren Teller zurück und Hermann bedankt sich mit einer neuen Spezi. Dann stelle ich mich neben Papa und fühle plötzlich so etwas wie Stolz. Denn er sticht aus den anderen Männern heraus. Das, was er sagt, wie schnell er reagiert, wie gekonnt er würfelt und dabei seine Mitspieler unterhält, mit Witzen, Sprüchen, bis alle sich vor Lachen biegen und ihn für einen Tausendsassa halten, er nie den Glauben an das Glück im schwarzen Lederbecher verliert, das beeindruckt mich. Das hier ist seine Welt. Nicht Mama und ich oder seine Firma, sondern der Klang der Würfel, die Farben der Karten, der Kitzel des drohenden Unglücks, der Geruch nahenden Sieges, wie ein Gang über den Grat, hinter dem sicherlich die Sonne aufgehen wird. Nur für ihn. Das hier ist sein Eldorado. Dann erkenne ich, dass ich niemals Teil dieser goldenen Zukunft sein kann – und noch nie war.

Doch es ist wie auf der Wiese. Es gibt immer einen Stärkeren, einen Besseren. Einen mit noch mehr Glück. Und so wird Papa nur Dritter. Er bekommt einhundert Mark Preisgeld. Das reicht genau für die Zeche. Wir kommen null auf null raus. »Immerhin«, lallt er. »Hätte auch schlimmer laufen können.« Er hält sich mehr an mir fest als ich an ihm. Wir stolpern die Alteburger Straße entlang. »Du bist schon so groß. Ich versteh das gar nicht. Wo willst du noch hinwachsen?« Ein tiefer Rülps kriecht ihm aus der Kehle. Er hustet nach und hält sich an einem Auto fest. Dann übergibt er sich auf den Kotflügel, spuckt noch einige Male aus. Ich hoffe inständig, dass uns niemand erwischt. Keine Polizei, kein Autobesitzer.

»Reich mir die Hand, Heinrich.« Das tue ich und er zieht sich an mir weiter. »Wenn wir zuhause sind, schau mal, ob Mama schon schläft. Ich hab ihr gesagt, wir würden noch was essen gehen.«

»Und wenn sie nicht schläft?« Er bleibt stehen und richtet sich auf, drückt die Hände ins Kreuz.

»Tja, dann weiß ich auch nicht. Wird schon nicht so schlimm werden. Morgen kauf ich ein paar Blumen. Fändest du das gut?«

»Ich glaub schon, Papa.« An der Bahnunterführung hält er es nicht mehr aus.

»Ich muss mal ne Stange Wasser stellen. Pass du mal auf.« Ich blicke mich nach allen Seiten um. Aber außer einem Güterzug über uns, ist alles ruhig. Ein paar Meter von hier ist das Fort. Ich denke an den kleinen Mann. Und an meine neue Klasse.

»Papa?«

»Hm?« Es plätschert und die Brühe läuft unter seinen Schuhen durch.

»Andi und mich haben sie in der Klasse in die Eier gehauen.« Er lacht und der Strahl hüpfert auf und ab bis nur noch Tropfen kommen. Umständlich stopft er das Gemächt in die Hose.

»Wie viele sind es, die euch da Ärger machen?«, will er wissen und geht weiter.

»Zwei oder drei. Wir haben zwei Italiener, einen Jugoslawen, vier Siebenbürger und drei Türken in der Klasse. Ich glaube, es sind die Italiener und der Jugoslawe.« Ein feiner Geruch von Urin mischt sich unter die enorme Alkoholfahne.

»Merk dir, Heinrich: Arschlöcher gibt es überall. Egal aus welchem Land sie kommen. Mach nie den Fehler, Idioten einem Land zuzuordnen. Ich kenne genug deutsche Arschlöcher. Denk an unsere spanischen Arbeiter. Die sind ganz wunderbar.«

»Ja, ich weiß.«

»Die Menschen sind böse, nicht ihr Pass oder ihre Nationalität.«

»Okay.«

Dann stoppt er und ich befürchte, die nächste Ladung kommt, aber er sieht mich nur an.

»Finde heraus, wer das war, schnapp dir jeden einzelnen. Am besten beobachtest du, wann er auf die Toilette geht. Dann gehst du ihm nach und machst unmissverständlich klar, dass sein Leben eine Tragödie wird, wenn er das noch mal macht.« Er hebt den Finger, um das zu untermauern.

»Klar, Heinrich?«

»Klar, Papa.« Ein weiterer Güterzug nähert sich und rollt langsam über uns hinweg, Achse um Achse. Im Licht der schwachen Straßenlaternen mustere ich fasziniert seine glänzenden Augen. Weint er? Kann das möglich sein? Papa atmet tief ein, richtet sich auf, dann gehen wir weiter.

»Aber übertreib es nicht so wie letztes Jahr. Verstehst du?«, setzt er nach einigen Metern nach.

»Du hast zu viel Kraft. Lass den anderen wissen, dass diese Kraft schläft, es sei denn, er weckt sie. Er muss die rote Linie sehen, vor dessen Überschreiten er sich fürchten sollte. Mehr nicht.«

Ich schlucke. Ja, das schlechte Gewissen spüre ich immer noch. Bei der Psychologin war es langweilig, aber die Schule wollte, dass es geschieht, also bin ich hingegangen.

»Okay, Papa.«

Wir schweigen und gehen. Ich gerade, er wankt. Die Nähe ist weg. Mit jedem Meter entfernt er sich wieder von mir. Woher weiß er das, was er mir rät? »Papa? Hast du dich früher oft geprügelt?« Keine Antwort. Das Licht der Laternen erreicht uns nicht einmal mehr. Dunkelheit schirmt ihn und mich ab. Meine Worte sind eine Lanze, die tief in seiner Finsternis rührt und alten Wunden neues Leben gibt. Mir schnürt es die Kehle zu. Das ist mein Vater, genau jetzt kann ich es sehen.

»Mit acht hat mich meine Mutter ins Heim gesteckt. Da war der Stock mein *Guten Morgen*, Schläge mein Essen und die Angst meine Nacht«, flüstert er. »Das Freundlichste in diesem Gemäuer war die Einsamkeit.« Ich höre fast auf zu atmen, greife nach seiner Hand, die so schlaff an der Hüfte baumelt. Er packt nur abwesend zu.

Egal wie ich es drehe und wende, mir fällt keine geeignete Vorgehensweise ein. Auch andere bekommen ihr Fett weg. Die Drei malträtieren die Kleineren in unserer Klasse, trauen sich immer wieder an Andi und mich. Ich kämpfe unablässig mit meiner Wut. Vielleicht macht es wirklich Sinn, etwas in ihrem Beisein zu demonstrieren. Nicht sie zu attackieren. Lass den anderen wissen, dass diese Kraft schläft, es sei denn, er weckt sie, hatte Papa gesagt. Am Ende der Woche trage ich Andi auf, die Jungs wissen zu lassen, ich hätte einen Playboy dabei und würde ihnen das

Playmate des Monats zeigen. Auf der Toilette. Sein fragender Blick und das Zögern lassen mich grinsen.

»Was hast du vor, Heinrich?«

»Ich will, dass die Idioten aufhören, dich, mich und alle anderen zu ärgern.«

Er zieht beide Augenbrauen nach oben. »Da bin ich gleich dabei. Haben wir Hilfe?«

»Wir haben nur uns.«

Er zuckt mit den Schultern. Andi ist spontan und pragmatisch. »Auch recht. Geh du ins Klo, ich hole sie.« Er rennt raus und ich gehe die paar Meter zur Jungs-Toilette. Nur einer drin, der gleich darauf hinaus geht. Ich stelle mich ans Fenster, neben das Waschbecken. Zwei Minuten später öffnet Andi die Tür und hält sie den Dreien auf. Sie kommen vorsichtig herein. Dann schließt Andi die Tür und klemmt seine Schulter unter die Klinke. Sie lachen und sahen sich um. Ohne abzuwarten, lege ich los.

»Das Eierklopfen hört auf. Auch das Ärgern der anderen, die sich nicht wehren können.«

»Sagt wer?« Sie sind zu dritt und doch unsicher. Ich denke an den kleinen Mann. Wie ruhig er zwischen zwei großen Gruppen steht. Unsicherheit. Kann das sein? Einer gegen drei?

»Sage ich. Wenn das nicht aufhört, nehme ich mir euch einzeln vor und schlage eure Köpfe so lange gegen das Waschbecken hier, bis sie Matsch sind.« Ich sehe sie fest an und zittere innerlich. Andi ist auf dem Sprung. Die Hände zu Fäusten geballt.

»Und du meinst, das schaffst du?« Sie grinsen. Doch bevor es ein Lachen wird, ein Aufbegehren, ihr Mut die Oberhand gewinnt, lehne ich mich mit Wucht auf das Waschbecken, es kracht und mit einem weiteren Sprung breche ich es aus der Wand. Es fällt auf den Boden. Ein Wasserstrahl schießt Richtung Urinale. Ich hebe das Becken auf, über meinen Kopf und schreie sie an, dass ich ihnen die Köpfe abreißen werde! Jetzt! Ihre Augen werden riesengroß. Ein zweiter Schrei und das Waschbecken kracht vor ihre Füße, zerspringt in Dutzende Teile. Entsetzen und Starre. Dann rennen sie raus, Andi über den Haufen, der gar nicht so schnell reagieren kann. Das Wasser rauscht. Ein Gesicht taucht im Türrahmen auf, das nächste, ein Lehrer kommt. Alle mit geöffnetem Mund. Andi liegt im Türrahmen und verschluckt sich vor Lachen.

»Ähm, ja, so weit habe ich die Geschichte ja verstanden«, druckste der Rektor. Mama und Papa sitzen jeweils links und rechts von mir. »Deine drei Klassenkameraden haben dich und Andreas geschlagen, in die, äh, Weichteile, ärgern dauernd die anderen, ich habe das eruiert. Aber ...«, er faltet die Hände. »Hätte es nicht noch andere Möglichkeiten gegeben, dieses Problem zu lösen?« Er beugt sich sehr weit über den Schreibtisch. »Ich meine, man muss ja nicht gleich ein Waschbecken aus der Wand reißen.«

»Er hätte sie auch verprügeln können«, sagt Papa trocken. »Wäre ihnen das lieber gewesen?« Des Rektors linkes Auge zuckt.

»Natürlich nicht, ah, das meinte ich ja auch nicht. Vielleicht kommt Heinrich nächstes Mal einfach zu einem unserer Lehrer. Wir haben neuerdings einen Vertrauenslehrer, der für solche Probleme jederzeit ein Ohr hat.«

»Ich habe aber kein Vertrauen in die Lehrer. Die sehen ja, dass es während des Unterrichts passiert und sagen nie was«, stelle ich fest.

»Da haben Sie's«, setzt Papa nach. Mama seufzt. »Das Becken und den Installateur bezahle ich ihnen. Kein Problem. Schicken Sie mir die Rechnung.« Der Rektor sieht ihn verzweifelt an.

»Unterstützen Sie das, was Heinrich getan hat?«

»Ich unterstütze meinen Sohn, wenn Lehrer eine offenbare Problematik ignorieren. Was soll ein Schüler dann tun? Es wurde niemand verletzt, außer einem toten Waschbecken gibt es keinen Schaden. Selbst das Wasser fließt durch einen Abfluss im Boden ab.« Der Rektor schüttelte den Kopf und hebt beschwichtigend die Hände.

»Nun gut, aber es wird in der Schulakte vermerkt, dazu gibt es einen Klassenbucheintrag und ich bitte sie«, dabei sieht er Mama flehend an, »kommen Sie zu mir, bevor wieder was passiert.« Papa setzt an, aber Mama steht auf und ihr Blick rät ihm zu schweigen.

»Sie haben recht«, sagt sie. »Wir werden beim nächsten Mal zu Ihnen kommen. Und ich möchte mich entschuldigen, für das, was vorgefallen ist. Aber ich muss Heinrich auch recht geben, denn es darf nicht sein, dass Lehrer Unrecht zulassen, bis es zu spät ist.«

»Nun gut, ja, natürlich.« Er atmet tief ein, dann steht er auf. »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

»Selbstverständlich«, erwidert Mama. Wir verabschieden uns, verlassen das Rektorzimmer, nicken der Sekretärin zu und fahren nach Hause. Mama schweigt auf der Heimfahrt. Kurz vor dem Haus sieht Papa in den Rückspiegel, sucht Blickkontakt.

»Bisschen aufwändig das Ganze, aber gut gelöst, Heinrich.«

Mama sieht ihn stirnrunzelnd von der Seite an. »Rudolf ...«